

ZWEITER TEIL
DIE FLUCHT IN DIE ZUKUNFT

Utopia — Leningrad und retour

Wenn wir vom Übermenschen und vom Willenskult zum Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus übergehen, so scheinen wir zum äußersten Gegensatz überzugehen; von den verkappten Religionen des Heroismus zum unheroischen Hinterweltlertum. Wir scheinen ferner aus dem Gebiete der Dialektik auf das der politischen Praxis zu geraten.

Aber die verkappten Religionen des Sozialismus berühren sich mit der des Willenskultes ja nicht nur als Gegensätze. Sie sagen gerade in dem, was sie in der politischen Praxis wollen, zum Teil dasselbe aus. Wenn heute die Vorkämpfer reiner Rasse zugleich für „Brechung der Zinsknechtschaft“ eintreten, so nehmen sie damit nur die Arbeitsgeldlehre der vormarxistischen Sozialisten wieder auf. Beide sagen übereinstimmend, daß man die auf Gold basierte Währung beseitigen müsse zugunsten einer Währung, die auf der Arbeit aufgebaut sei; ja, einer der neuesten (nationalen) Vertreter des Gedankens will einfach die Akkordkarten der Fabriken, auf denen die Gesamtwochenleistung des Arbeiters und damit sein Lohnverzeichnis steht, zum Geld machen. In jedem Augenblick, sagt er, sei geleistete Arbeit und Lohnsumme einander gleichwertig. Es sei deshalb nichts nötig, als daß die sämtlichen Fabriken eines Landes gleichartige Akkordkarten anschaffen und daß das Land diese Karten an Zahlungsstatt annimmt oder durch seine Kassen dem Überbringer den Lohn der Akkordkarte auszahlen läßt. Dann würde auch jeder Krämer diese Karten als Zahlung annehmen, die ihrerseits jeweils wieder von der ausstellenden Fabrik eingelöst werden müssen. Die Theorie, die hier ein Gegner des Sozialismus neu als Welterlösungsrezept aufstellt, ist unter anderen von Proudhon verfochten worden.

Aber nicht nur in solchen Einzelheiten, auch auf größeren Flächen decken sich Heroenkult und Sozialismus. Das rührt nicht etwa nur daher, daß die politischen Parteien, die sich auf eine dieser gegensätzlichen Anschauungen berufen, in der prak-

tischen Politik gewöhnlich miteinander gehen, weil sie beide lebhafteste Abneigung gegen die Parteien der Mitte fühlen. Nicht nur die gemeinsame Gegnerschaft führt die beiden Feinde zusammen. Zwischen Marx und Spengler etwa besteht ja ein inniger Zusammenhang, der vom Äußerlichsten ziemlich tief nach innen geht. Beide fangen damit an, zu behaupten, daß der Gedanke im Leben ziemlich wertlos sei. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern ihr Sein, das das Bewußtsein bestimmt.“ Also sprach Marx. „Logik wie Ethik sind Systeme absoluter und ewiger Wahrheit vor dem Geiste, und beide sind eben damit Unwahrheiten vor der Geschichte. — Das wirkliche Leben, die Geschichte, kennt nur Tatsachen, keine Wahrheiten.“ Also sprach Spengler. Und dann gehen sie beide, der heilige Karl wie der heilige Oswald, nach Hause und schreiben uns ein paar dicke erfolgreiche Bände über den Unwert von Büchern. Und sie landen dann auch beide, wie zu erwarten war, beim Fatalismus.

Das ist kein Einzelfall. Sozialismus aller Spielarten und Fascismus aller Spielarten sind nicht nur verwandt durch den Blick des Kulturkritikers, dessen Aufgabe es ist, nachträglich Beziehungen darzustellen, ein Geschäft, das ihm an Gegensätzen am leichtesten liegt. Der Fascismus aller Spielarten ist geradezu aus dem Sozialismus hervorgegangen, nicht durch Reaktion, sondern durch halbbewußte Nachahmung. Das eben ist das Bezeichnende an ihm und das Bezeichnende an unserer Zeit. An sich ist ja das Wesen des Fascismus nur eine Rückkehr zu der Art von Politik, wie sie vor dem Krieg allgemein geübt wurde. Aber das eben genügt heute nicht mehr, die ruhige, realpolitische Wiederherstellung der Welt scheint heute nicht ausreichend, mindestens nicht werbend. Und so wird denn auch der Fascismus genau das, was er dem Sozialismus vorwirft. Er wird verkappte Religion, die in der Praxis mit den alten Staatsrezepten weiterarbeitet, aber sich in Polemik und Werbung auf allerlei schnellwechselnde Geheimrezepte stützt, ihnen den äußeren Erfolg der Werbung dankt. Ohne sein großes Gegenstück ist der Fascismus nicht denkbar; auch er ist, wie die meisten

verkappten Religionen, eine Antibewegung, nein, er ist sogar nur die Antibewegung einer Antibewegung; und das macht es so schwer, in seinem Programm und seinem Handeln auch nur einen einzigen festen Punkt zu finden; während es ihm doch andererseits viel zu einfach scheint, sich simpel zur Realpolitik des alten Stils zu bekennen.

Aber inwiefern ist der Sozialismus verkappte Religion? Für den Frühsozialismus scheint das so klar, daß es keines Beweises bedarf. Er stellt, zum Teil mit vollem Bewußtsein, Utopien auf, gibt einen Zukunftsstaat an, auf dessen Verwirklichung er vielleicht nicht einmal selbst hofft. Fortwährend räumt Plato ausdrücklich ein, daß es ganz gleichgültig sei, ob sich der von ihm angegebene Staat verwirklichen lasse oder nicht. „Ob nun dies jetzt irgendwo stattfindet oder je einmal stattfinden wird: daß nämlich Frauen und Kinder gemeinschaftlich sind, Hab und Gut ohne Ausnahme gemeinschaftlich sind und mit allen erdenklichen Mitteln das sogenannte Eigentum allenthalben und vollständig aus dem Leben ausgemerzt ist, dagegen nach Möglichkeit auch das von Natur Eigentümliche irgendwie gemeinschaftlich geworden ist (so daß z. B. sogar Augen, Ohren und Hände gemeinschaftlich zu sehen, zu hören und ihre Arbeit zu verrichten scheinen): das steht dahin.“ Und erst dann fährt er mit einem kräftigen „so viel aber ist gewiß“ fort. „Ob es nun Gott oder Göttersöhne sind, welche einen derartigen Staat begründen: Jedenfalls ist es eine hochbeglückte Niederlassung.“

Plato, der Klassiker des Kommunismus, gibt sich nicht kleinlich mit der Wirklichkeit ab, steigt nicht zur verkappten Religion nieder — und bleibt eben dadurch klassisch. Aber noch in den Tiefen seiner spätesten Nachfahren, die ohne Reserve und mit einer kindlichen Freude alle Einzelheiten des Zukunftsstaates ausmalen, spürt man das dichterische Element nicht als störend und im Widerspruch zum politischen Ziel, sondern eher als versöhnend. Man muß schon von besonders trockener Be-anlagung sein, um ungerührt zu bleiben, wenn etwa der deutsche Schneider und Schwärmer Wilhelm Weitling seinen Staat malt: einen Zentralrat, der aus wissenschaftlichen Genies bestehen

soll, darunter Zentralmeisterkompanien und Meisterkompanien, Gesundheitskommissionen, Werksvorstände. Er beschreibt die Menschen, die den Dreimännerrat bilden sollen: da soll einer Arzt sein und ein gründliches Mittel gegen diese oder jene Krankheit erfunden haben; ein anderer soll eine neue Welt-sprache erfinden; ein dritter die Luftschiffahrt; ein vierter Häuser aus einem Stück. Der Schwärmer, der wirkliche Utopist, ent-waffnet uns immer; er denkt ja nicht seinen Staat, er dichtet ihn.

Gerade darum aber macht es sich meistens die landläufige Kritik des Sozialismus allzu leicht. Sie sagt etwa: es geht nicht! Aber das ist der Einwand von Menschen, die entweder zu bequem sind oder an sich und der Welt verzweifeln. Mit an-deren Worten: kein Einwand, der ernst zu nehmen wäre. Denn wenn wir uns nicht mehr zutrauen, dieser Erde oder unserem Stück davon die Gestalt zu geben, die wir für wünschenswert halten, so haben wir damit eigentlich unsere große irdische Auf-gabe aufgegeben. Streiten läßt sich höchstens über den Weg, der zu einer bestimmten Gestaltung des Staates führen soll; gerade in diesem Punkt aber sind die Utopisten meist recht vor-sichtig: sie geben nichts darüber an; oder sie helfen sich, ganz wie ihre fascistischen Freunde, aus der Klemme durch das Zauberwort: Diktatur!

Dasselbe Argument in anderer Form bringt der Hinweis auf die menschliche Unzulänglichkeit vor: Ja, wenn alle Menschen Engel wären, ginge es schon, aber so lange sie Menschen sind, ist es unmöglich. Dieses Kriterium ist zweischneidig. Es kann nämlich, anstatt für den bisherigen unsozialistischen Zustand der Dinge zu sprechen, auch für einen noch radikaleren sozia-listischen Zustand, für extremen Anarchismus sprechen. So haben es Bakunin und Krapotkin verwandt: die politische Gewalt müsse überhaupt abgeschafft werden. Sie bedeute, in welcher Art sie auch immer geübt werde, auf jeden Fall Unterdrückung: „Das erklärt auch, warum Männer, die zu den Sozialdemo-kraten, zu den wütendsten Revolutionären gehört hatten, außer-ordentlich gemäßigte Konservative werden, sobald sie zur Macht gelangt sind. Gewöhnlich schiebt man derartige Schwenkungen

auf Verrat. Das ist ein Irrtum; die Hauptschuld trägt vielmehr ein Wechsel der Perspektive und der Stellung. . . . Wenn man morgen eine Regierung und einen gesetzgebenden Rat zusammenstellte, die nur aus Arbeitern beständen — jenen Arbeitern, die heute stramme Sozialdemokraten sind —, so würden diese Männer übermorgen entschlossene Aristokraten, kühne oder furchtsame Anbeter des Autoritätsprinzips, Bedrücker und Ausbeuter werden. Ich ziehe daraus den folgenden Schluß: prinzipiell und tatsächlich muß jede politische Gewalt überhaupt vollkommen abgeschafft werden. . . .“ Die menschliche Unzulänglichkeit wird hier nicht gegen, sondern für eine grundsätzliche und radikale Änderung der Gesellschaftsordnung ins Feld geführt.

Ebenso leicht, aber ebenso unzureichend ist die Kritik des Sozialismus aus dem Widerspruch oder dem vermeintlichen Widerspruch seiner Theorie mit seinem wirklichen Tun. Wenn man etwa dem Bolschewismus seine Todesopfer und seine beispiellosen Grausamkeiten vorwirft, ist der Bolschewist weit davon entfernt, auch nur betroffen zu sein. Im Gegenteil, er fühlt sich erhoben, daß er seine Theorie mit so viel Kraft und Mut durchzusetzen versucht hat. Ebenso bleibt er vollständig gleichgültig bei dem Hinweis, daß er ja eine erdrückendere Staatsmacht geschaffen habe, als sie im kapitalistischen Staat je bestand; ja, geradezu eine Staatsallmacht, die sich doch mit dem Ideal der Beglückung der Massen nicht vertrage. Er wird darauf einfach erwidern, daß sich die Massen, wenigstens die Massen, die er meint, im bolschewistischen Staat tatsächlich freier fühlen als im kapitalistischen; und er wird damit vielleicht gar nicht einmal lügen oder unrecht haben. Und ganz ähnlich steht es mit jedem anderen Versuch dialektischer Kritik: Er muß sein Ziel verfehlen, weil wir mit den verkappten Religionen des Sozialismus das Gebiet der Wirklichkeit betreten haben. Willenskult, Rasse und ähnliches waren, wenn nicht durch dialektische, so doch durch seelische Kritik zu behandeln. Den programmatischen Versuch, einen Staat auf Heroismus, auf Willenskult, auf Reinerassigkeit zu gründen, hat noch niemand gemacht. Alle diese

Dinge sind Utopien, sind in viel höherem Maße Unmöglichkeiten als der Sozialismus. Dieser hat die Utopie hinter sich gelassen — und ist eben damit verkappte Religion geworden.

Das geschah nicht erst in Rußland, dessen Bolschewismus sich ja von den russischen Gegebenheiten nie entfernt hat. Es geschah vielmehr in dem Augenblick, als Marx die sozialistische Utopie zur Wissenschaft erhob. Die Schwärmerei der utopistischen Sozialisten konnte höchstens zu kurzlebigen Sekten führen; erst als verkappte Religion in der marxistisch-wissenschaftlichen Form konnte er wirklich an die Welteroberung gehen. Erst Marx hat tatsächlich aus dem Sozialismus eine verkappte Religion gemacht, gerade dadurch, daß er die verkappte Religion im Sozialismus abschaffen, ihn wissenschaftlich machen wollte.

Von außen gesehen ist ja die Lehre von Marx einfach Volkswirtschaftslehre. Er beschreibt die Vorgänge der nationalen und internationalen Wirtschaft wie alle seine Vorgänger. Aber doch mit einem gründlichen Unterschied. Seine Vorgänger suchten den bestehenden Zustand zu verteidigen oder zu verbessern. Marx erst geht darauf aus, indem er doch den Charakter objektiver Darstellung so ängstlich wie ein junger Doktorand zu wahren sucht, aus diesem bestehenden Zustand einen großen, neuen, nie dagewesenen zu entwickeln. Er zuerst setzt an die Stelle der Utopie, die an allen Seiten der Kritik offen steht, etwas, was als verkappte Religion viel stärker wirkt: die Prophezeiung. Auf die Ausmalung des künftigen Zustandes läßt er sich nicht ein; eben dadurch aber wirkt die Beschreibung des Weges, der nach seiner Ansicht vor uns liegt, um so zwingender. Es gibt kein Entrinnen: notwendig, nicht durch Antriebe von außen her, sondern durch ihr eigenes Wesen wird sich der kapitalistische Staat in eine sozialistische Gesellschaft umformen. (Auch in der Prophetie als Wissenschaft berührt sich Spengler mit Marx.)

Und auf der von Marx geschaffenen wissenschaftlichen Grundlage setzt dann wieder die Utopie, die wärmende Ausmalung des Zukunftsstaates ein. Aber mit wieviel größerer Kraft

diesmal! Ihr Unterbau scheint ja vollkommen gesichert: man gehört ja, indem man jetzt, nach Marx, an diese Utopie glaubt, nicht mehr zu einer kleinen Sekte von Weltverbesserern; man stellt sich ja nur in eine notwendige Entwicklung. Die Utopie erst zur Wissenschaft zu machen und doch in dieser Wissenschaft durch die Mittel der Prophetie alle Türen zur Utopie offen lassen, nur daß diesmal das Haus einen weit sichereren Grund hätte: das hieße aus dem Sozialismus verkappte Religion machen.

Umso mehr, da Marx die Keime dieser verkappten Religion nicht etwa unterdrückt, sondern sie durch scharfe Herausarbeitung im Wachstum gefördert hat. Sie ist Elephantiasis und Monomanie in der denkbar wirksamsten Verbindung.

Elephantiasis: denn was bisher nur ein Gebiet des Lebens war, die Wirtschaft, dehnt sich nun über das ganze Menschenleben und seine Geschichte. Weltgeschichte wird Wirtschaftsgeschichte; das Sichtbarste und Greifbarste, das was uns alle angeht, die weitaus meisten von uns nie aus seinem Bann und aus banger Sorge läßt, wird Sinn der Welt.

Monomanie: Denn nicht etwa wir alle sind die Träger dieses Geschehens und seines Sinnes, sondern nur ganz bestimmte Menschen, sozusagen umgekehrte Auserwählte: die Industriearbeiter. Sie waren es auch, die eine verkappte Religion am nötigsten brauchten. Denn der Staat hatte der menschlichen und gesellschaftlichen Lage der Industriearbeiter mit Hühneraugenmitteln beizukommen versucht, die Kirche ihrer seelischen Lage gegenüber beinahe vollkommen versagt. Beide Mächte hatten nicht geführt, sondern sich schleppen lassen. Der günstigste Boden für die verkappte Religion war da.

Worauf beruht es, daß selbst Gegner des Sozialismus ihn ganz anders empfinden wie etwa die Lehre vom Übermenschen? Sicherlich nicht nur darauf, daß der Sozialismus viele Anhänger und praktischen politischen Erfolg hat. Auch nicht darauf, daß seine Geheimbündlerzeiten hinter ihm liegen. Sondern darauf, daß seine Elephantiasis wie seine Monomanie tatsächlich von großen und wichtigen Gebieten ausgeht. Wirtschaft ist nicht

die ganze Welt und Arbeiter nicht die ganze Menschheit. Wohl aber sind es breitere, dauerndere und sichtbarere Ausgangspunkte.

Trotzdem bleiben sie Elephantiasis und Monomanie. Auch sie verfälschen ihre Ausgangspunkte. Der heutige Sozialismus verdankt das Dasein nicht den Wirtschaftskräften, auf die er sich bezieht, sondern — einem Buch, das diese Wirtschaftskräfte aufbläht. Und er, der die Welt neu gestalten möchte, ist vorläufig zu monoman, um auch nur dem Arbeiter wirklich zu helfen.

Was will der Arbeiter? Vielmehr, was fehlt ihm? Er sehnt sich, mehr als nach hohem Lohn und Einfamilienhaus nach einer festen, bestimmten und menschlichen Stellung innerhalb seines Arbeitskreises. Nach einer Stellung, die ihm das Gefühl gibt, Mensch, nicht nur Mittel zu sein. Er sehnt sich, mehr als nach Anteil am äußeren Gewinn des Unternehmens, nach innerem Anteil an der eigenen Arbeit und nach Aussichten und Möglichkeiten, die über seinen Maschinenstand hinausgehen. Was er an seiner Arbeit wirklich als unwürdig und drückend fühlt, ist, daß er zu ihr gar keine Beziehung mehr hat und gar keine Aussichten, über sie jemals innerlich oder äußerlich hinauszukommen. Auch die Möglichkeit besserer Schulbildung, von Hochschulkursen, längerer Freizeit für eigene Beschäftigung und dergleichen steigert seine Unzufriedenheit nur noch. Denn es ist eine Unzufriedenheit mit sich selbst. Mit den angebotenen geistigen Gütern, die eine ganz andere gesellschaftliche und seelische Vorbereitung voraussetzen, kann er kaum etwas anfangen und verfällt um so mehr der Halbbildung, je eifriger er sich um Bildung müht. Das Einzige, was er auf dieser Welt wirklich beherrscht und besitzt, ist seine Arbeit und von ihr müßte jede Arbeiterbewegung ausgehen.

Es heißt das Problem umgehen, wenn man statt dessen versucht, den Arbeiter mit dem Boden zu verbinden und die Industrie hinaus aufs Land zu verlegen, wo jeder Werkangehörige seine eigenen Hufe haben könnte. Das heißt mystagogisch und aufgeklärt an die segnenden Kräfte der Mutter Erde, des friedlichen Bauernlebens glauben. In Wirklichkeit besteht aber diese segnende Kraft darin, daß der Bauer sowohl von Aufklärung

als von Mystagogie frei ist. Arbeit auf der Scholle verlangt, wenn sie Freude machen und Erfolg haben soll, alle innere Neigung, Arbeit und Befähigung und duldet keine anderen Götter neben sich. Deshalb würde auch die Verpflanzung von Industriearbeitern aufs Land, von Stadtarbeitern auf die Scholle nur zu Zerrbildern führen.

Nein, man hat als Ausgangspunkt nur die Arbeit und jede Arbeiterbewegung, die sich ernst nimmt, müßte daher zuerst sie reformieren. Sie müßte die industriellen Riesenbetriebe zerlegen in einen Ring kleiner, zusammenarbeitender Einzelbetriebe. Und hier liegt wirklich eine Aufgabe für die viel bewunderte und viel verlästerte Organisation. Sie hätte dafür zu sorgen, daß die Vorteile des Zusammenarbeitens möglichst gewahrt blieben und doch, soweit irgend technisch durchführbar, aus dem Mammutbetrieb eine Reihe kleinerer, sich möglichst als selbständig empfindender Unternehmungen würde.

Denn nur im kleineren Betrieb kann der Arbeiter das persönliche Verhältnis zu Kameraden und zur Führung und nicht zuletzt auch zu seiner Arbeit, und sei sie schon rein mechanisch, von neuem spüren. Nur im kleineren Betrieb kann die besondere Eignung und Fähigkeit des einzelnen Arbeiters zur Geltung kommen und nur dort ist es möglich, daß er sich durch die natürlichen und gegebenen Hilfsmittel seiner Arbeit selbst weiterbringt.

Aber der heutige Sozialismus sieht in seiner Monomanie noch an etwas anderem viel Größerem vorbei. Die Technik des Großbetriebes versklavt nicht nur den Arbeiter, nein, in beinahe noch höherem Maße den Unternehmer. Hat der Betrieb eine gewisse Ausdehnung überschritten, so dient er nicht etwa mehr dem Willen, dem Ehrgeiz und Ausdehnungsdrang des Unternehmers, nein, er wird selbständig, was sich ja in der fast regelmäßigen Überführung in die Gesellschaftsform äußert. Der Großbetrieb erstickt nicht nur im Arbeiter, nein, auch im Leiter den Menschen. Trotzdem aber fährt der Sozialismus fort, seinen Anspruch nur im Namen der „verelendeten Arbeiterklasse“ zu erheben; er, der doch die Welt neu ordnen und gestalten möchte, erhebt ihn nicht im Namen der Welt.

Der Selbstmord des Homunkulus

Diese Ausschließlichkeit des Sozialismus dankt nicht nur taktischen Rücksichten auf die Werbung ihr Dasein. Um auf ihre tiefste Ursache zu stoßen, müssen wir uns einer Gruppe von verkappten Religionen zuwenden, die scheinbar mit den Spielarten des Sozialismus nichts zu tun haben, die aber doch die Antwort geben, die der Sozialismus uns vorenthält. Ich meine das Verbot starker Getränke und was damit zusammenhängt.

Wie bei den meisten verkappten Religionen ist der erste gefühlsmäßige Einwand gegen das Verbot von Alkohol ästhetischer Art; selbst, ja gerade bei Leuten, die keinen Deut für Ästhetik geben. Der Einwand geht auf die Mittel, mit denen die Schädlichkeit des Alkohols populär bewiesen werden soll: die Abbildung von Trinkerlebern und Trinkerherzen, die in den Schaufenstern der Mäßigkeitsvereine ausgehängt sind. Er geht ferner auf das eigenartig Schmutzige, das jede öffentliche Bußbank an sich hat: Einst war ich ein elender Säufer; ein Tier in Menschengestalt; jetzt bin ich seit meiner Enthaltbarkeit wieder ein Sohn des Lichtes — wobei uns der Bekehrte als Sohn des Lichtes durchaus nicht sympathischer ist denn als Säufer.

Die Anklage wie die populäre Begründung des Antialkoholismus, wie sie etwa Popert in seinem „Helmut Haringa“ gibt, ist, von allem ästhetischen Widerwillen und auch von der Monomanie, die alles Weltübel aus dem Alkohol erklärt, vorläufig abgesehen, zu schwer. Wenn ein Einbruchdieb des Raubmordes beschuldigt wird und es sich herausstellt, daß er den Raubmord gar nicht begangen hat, so wird er wahrscheinlich wegen des wirklich begangenen Einbruchdiebstahls ein verhältnismäßig sehr gutes Gewissen haben, er wird sich eben infolge der Mordanklage beinahe vorkommen wie ein ehrlicher Mann. In diesem Falle ist der normale Alkoholsünder gegenüber den populären Anklagen der Abstinenten. Er fühlt, daß er selbst nicht so schlimm ist, daß seine Leber und sein Herz in Ord-

nung sind und daß sein täglicher Alkoholkonsum seine Nachkommenschaft nicht verdirbt. Der populäre Antialkoholismus erweist ihm eben durch die Schwere seiner Anklage die Wohltat, daß er nie über die etwaige Schädlichkeit seines Verbrauchs an Spirituosen nachzudenken braucht. Wegen der Schwere der Anklage gelangt er zu glattem Freispruch.

Aber inzwischen ist die Enthaltbarkeit, ganz wie der Sozialismus, aus der Utopie zu einer politischen Wirklichkeit geworden. Die Vereinigten Staaten sind trocken gelegt und wir haben jüngst, nach vielen impressionistischen, ganz verschiedenartigen Berichten in der Unzahl von deutschen Amerikabüchern auch einen genauen und wissenschaftlichen Spezialbericht erhalten. Er rührt her von Dr. Martha Küppersbusch, die in ihrem Buch „Das Alkoholverbot in Amerika“ alle Seiten der Frage eingehend untersucht. Das Buch verrät nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach seiner Methode die Herkunft aus den Vereinigten Staaten. Es ist ganz Statistik. Statistisch wird die Ratifikation des Gesetzes in den nordamerikanischen Einzelstaaten untersucht; statistisch wird der Alkoholkonsum in den einzelnen Ländern verglichen, gesondert nach Branntwein, Wein und Bier, nach Anstieg und Abfall; völlig statistisch werden die Arbeiterfamilien in Amerika und in Europa einer Untersuchung auf ihren Alkoholkonsum unterworfen, gesondert nach Einwanderern und altansässigen Familien. Dann folgt eine Statistik über die Verarbeitung der einzelnen Landesprodukte auf Alkohol, historisch vertieft, seit dem Herüberkommen der Mayflower und über das allmähliche Entstehen der Mischgetränke, der Coctails, Flips, Toddies und sonstigen Drinks. Diese wird unterbrochen durch eine neue Statistik über den allmählichen Fortschritt der Trockenlegung und über die allmähliche Ausrottung der öffentlichen Trinksitten, denen nur noch die frisch Eingewanderten anhängen. Nach etlichen Ausführungen über Saloons und Politik folgt eine historische Statistik über die Ausbreitung der Trunksucht und ihre Todesopfer, über die Verbreitung von privaten Temperenzgesellschaften und die ersten Versuche staatlicher Prohibition in den Einzelstaaten mit

Karten und Diagrammen, die abgelöst wird durch eine neue Statistik über die Steuerunterschlagungen und sonstigen Vergehen der Alkoholinteressenten; worauf eine statistisch belegte Übersicht über die Erziehung und Aufklärungsarbeit der politischen Prohibitionsparteien sowie der Kirchen und Sekten folgt. Eine neue historisch fundierte Statistik über das Frauenstimmrecht und seinen Einfluß auf die Temperenzbewegung verbindet sich mit einer solchen über den Einfluß der Schulen, Universitäten und der wissenschaftlichen Alkoholforschung; letztere wieder zerlegt in Mortalitätsstatistik (gesondert nach Herzkrankheiten, Lungenentzündung, Schlaganfall, Lähmung, Adernverkalkung, Brightscher Krankheit, Leberzirrhose und Irrsinn); Kriminalstatistik; Sexualstatistik. Diese wird abgelöst durch eine kleine Statistik über die Enthaltbarkeit der Eisenbahnangestellten, Arbeiter, Handelsangestellten und Landarbeiter nach Prozentsätzen, über die Zunahme des investierten Kapitals wie das Steigen der Arbeitslöhne; und über den Anteil der Alkoholfabrikation an Kapital, Lohn, Wert der Produkte und prozentuellen Anteil des Lohnarbeiters am Produkt. Die sich daran schließenden Anklagen gegen die Deutschen als die einzigen überzeugten Alkoholanhänger sind nicht statistisch belegt. Eine bescheidene Statistik bringt darauf die Stimmenzahl bei den entscheidenden Abstimmungen über die Prohibition und über die amerikanischen Präsidenten, die sich für Abstinenz einsetzten. Womit der erste Teil des Buches schließt.

Der zweite setzt nach einer Darlegung der gesetzlichen Prohibitionsbestimmungen und der Widerstände, die sie zu überwinden hatten, ein mit einer unbedeutenden Statistik über die öffentliche Meinung zur Alkoholfrage innerhalb der Universitätskreise. Diese Darlegungen werden unterbrochen von einer lehrreichen Karte über den Stand der Weltprohibition am 1. Januar 1923, an welche sich nach einer Belehrung über die Zeitungsfragen zum Alkoholverbot eine ausgedehntere Statistik über den noch bestehenden Alkoholkonsum, gegliedert nach Import und Staatsvorräten, anschließt. Sie endet in einer Statistik der Verhaftung gegen Übertreter, der beschlagnahmten Destil-

lier- und sonstigen Apparate, des weggenommenen Schmuggelalkohols, letzterer geschieden nach Bier, Wein und Whisky. Mit einer statistischen Angabe über die Zahl der Prohibitionsbeamten schließt dieser Teil ab.

Dann folgt der dritte. Er behandelt die Folgen der nationalen Prohibition und ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft. Gab es in den vorigen beiden Teilen manchmal Oasen von Seiten ohne Zahlen, so ist dieses im dritten Teil ganz unmöglich. Zu Anfang vergleicht eine Statistik die Herstellung von Stiefeln und Schuhen, von Brot und Backwaren, von Eisenbahnwaggons, von Männerkleidern, Frauenkleidern, Baumwollkleidern, Maschinen und Lokomotiven, Möbeln, Web- und Strickwaren, Eisen- und Stahlwaren, Holz, Büchern und Zeitungen, Tabak, Woll- und Filzwaren einerseits, mit der Herstellung der alkoholischen Getränke andererseits; wobei sie alles säuberlich nach Arbeiterzahl, Kapital, Produktwert, Fertigwert und Rohwert sondert. Die folgenden Seiten bieten eine Statistik über die noch erlaubten und die zerstörten Unternehmungen, die Nebenbetriebe wie Flaschen-, Kork- und Fässerfabriken. Schlägt man um, so erblickt das Auge Zahlenkolonnen über Weinbereitung, Rosinenbereitung und Tafeltrauben nach bebauter Fläche, Gesamtertrag in Tonnen, Gesamtwert in Dollars und Ertrag pro Morgen. Folgt eine Darstellung über die Umstellung und Anpassung des Alkoholgewerbes nebst Statistik über die neuen Fabrikationsziele der früheren Alkoholfabriken. Sie wird abgelöst durch ein paar Zahlen über die Zunahme des für Rosinengewinnung und für Tafeltraubenzucht benötigten Arealen. Ein paar Zahlen über die Schließung der Saloons und das damit bisweilen verbundene Sinken der Ladenmieten werden abgelöst durch eine Statistik über den zunehmenden Kaffee-, Tee-, Fruchteis- und Zuckerkonsum. Ein Kapitel über die Zunahme des Kinobesuches, die Umwandlung von Bars, den vermehrten Besitz an Kleinautos ist spärlicher von Zahlen durchsetzt; wogegen in den Darlegungen über den Aufschwung des Schuhhandels, vor allem des Kinderschuhhandels, der Wäschewaren- und Modengeschäfte, Zimmer- und Küchen-

geräte, der prompten Barzahlung, der Sparkassen- und Bankguthaben, über die Verminderung der blauen Montage, der Betriebsunfälle, der Leih- und Abzahlungsgeschäfte Statistik wieder reichlicher auftaucht. Auch die Verbesserung der billigen Herbergen und Speisehäuser wird statistisch belegt. Triumphe feiert die Statistik in den Darlegungen über vernachlässigte, obdachlose, verbrechenschuldige Kinder vor und nach der Prohibition, über die Abnahme der Beanspruchung der Wohlfahrtsorganisationen. Sie steigern sich in dem Kapitel über die Kriminalität, das vergleichende Statistik der gesamten Vergehenszahl mit den Trunksuchtsvergehen, Gefängnisstatistik, Trunksuchts-Verhaftungen, in 13 Großstädten und in den Einzelstaaten, gesondert nach Trunksucht, Herumtreiben, verbotenen Waffenbesitz, Mord, Raub, schwerem Diebstahl, Hausfriedensbruch, Landstreicherei, leichtem Diebstahl und ungesetzlichem Alkoholverkauf, nach Vergehen von Männern, Frauen, Minderjährigen und Kindern. Der Hospitalstatistik folgt eine umfassende Mortalitätsstatistik und Krankheitsstatistik, aus der die Statistiken über allgemeine Trunksucht, Methylalkohol, tödliche Unglücksfälle infolge von Alkoholgenuß, Säuglingssterblichkeit, Nephritis, Alkoholpsychosen, Morphiumpsychosen, Tuberkulose, Syphilis, Gonorrhoe, Opiumimport und Durchschnittslebensalter hervorgehoben seien. Eine weitere Statistik rechnet Ehescheidungen, Armut, Irrsinn, Verelendung, Kindervernachlässigung, Morde, schwere Verbrechen und Verbrechen von Jugendlichen ebenso in wirtschaftliche Schädigungen um, wie den Boden, die Gebäude und die Arbeitskräfte, die seit dem Verbot für andere Zwecke freigeworden sind, in wirtschaftliche Werte. Daran schließt sich eine statistische Berechnung über die indirekten Kosten, die der Alkoholismus früher Land und Staaten auferlegte.

Alle diese Statistiken insgesamt ergeben mit einigen Ausnahmen eine bedeutende Förderung des Landes und seiner Bewohner auf allen Gebieten. Und trotzdem wird mit jeder dieser Statistiken die Stimme der Unlust stärker. Sie erinnert zunächst an die alte Weisheit: in der Welt wird viel gelogen, und außer-

dem gibt es noch eine Statistik. Sie sagt: Und was ist mit dem blühenden Alkoholschmuggel? Was ist mit jenen Zeitungsberichten, die uns täglich von Geheimbrauereien, Gesundheitsschädigungen durch schlechten Alkohol zu berichten wissen?

Dr. Küppersbusch erwidert darauf, daß gerade diese Sensationsmeldungen der beste Beweis für die vortreffliche Wirkung des Alkoholverbotes bilden. Früher habe sich niemand um die Massen von Betrunknen etwa an Lohnzahlungstagen gekümmert; heute wird aus einem einzelnen Betrunknen, aus einem einzelnen Schmuggler, aus einer einzelnen Geheimkneipe, aus einer einzelnen Vergiftung durch verfälschten Alkohol gleich ein Sensationsfall. Nur was selten sei, erzeuge Aufsehen.

Aber die Stimme der Unlust will nicht schweigen. Wie verhält es sich denn, fragt sie weiter, mit der „gewissen stummen Niedergeschlagenheit . . . vor allem in den niederen Volksschichten“, mit der „Ungeduld und Langeweile, ohne die mindeste Aussicht auf Anregung bei den körperlichen Arbeitern der niederen Klassen“, von der ein nüchterner Skandinavier, wie Helmer Key in seinem Amerikabuch zu berichten weiß? Wie verhält es sich vor allem mit der störenden Tatsache, daß (nach dem selben Bericht) „für die höheren Gesellschaftsschichten das Alkoholverbot bisher nur wenig Unannehmlichkeiten mit sich gebracht“ und „in der Goldschmiedebbranche einen neuen Zweig entwickelt hat, nämlich den der Alkoholbehälter, z. B. in Gestalt von Futteralen für Operngläser und Brillen, von Zigarettenetuis usw.“? Hat man die Kneipe des Reichen, den Weinkeller, offen gelassen und nur die des Armen, das Wirtshaus, zugemacht?

Hier erhebt sich gegen die Prohibition ein Sturm menschlichen Gefühls, der nicht statistisch zerlegt werden kann. Die Statistik scheint eine andere Form von Zahlenmystik zu werden, die monoman und elephantiasisch zugleich immer nur über eine bestimmte Seite des Menschen, niemals über den ganzen Menschen etwas aussagt. Das Trinklied, über dessen Abschaffung keine Statistik gebracht wird, erhebt sich mit Macht gegen die Zahlen. Es ist ja nicht wahr, daß, wie Dr. Küppersbusch vor-

aussetzt, Alkohol landläufig als ein „Kraft und Energie spendendes Nafß“ angesehen wurde. Die Menschen erwarten von starken Getränken nicht Kraft und Energie, sondern gerade das Entgegengesetzte: und etwas viel Höheres, Lebenswichtigeres: Freude und Trost, Bezirke, an die keine Statistik heran kann. Und sie sind durchaus nicht damit zufrieden, daß Dr. Küppersbusch als Folge des Alkoholverbotes unter anderem rühmt, daß es zwar Armut noch gebe; daß aber diese Armut sauber und diskret geworden sei. Das mag ja für die Sozialbeamten des Landes, für die Richter, Gefängnisdirektoren und Irrenärzte, mag für die Regierung und Polizei eine große Erleichterung sein. Nur fragt es sich, ob es auch eine für den Armen ist. Ob der sich nicht in seiner diskreten und sauberen Armut noch elender, leerer und inhaltloser vorkommt als in seiner schmutzigen und betrunkenen.

Soweit gelangt, blättert man wieder das Buch durch. Nein, diese Einwände sind doch nicht stichhaltig. Mag die Statistik auch die Sache zu günstig darstellen; mag geschmuggelt werden; mögen die Wohlhabenden im Geheimen nach Lust weitertrinken; mag das Verbot mancher Lebensfreude ein Ende machen; mag an die Stelle des Rausches der ewige Nüchternheitskater treten; mag schließlich das Alkoholverbot ein Mittel sein, um die Leistungen des Lohnarbeiters zu erhöhen, eine vollkommen taugliche, mit möglichst wenig Mängeln behaftete menschliche Arbeitsmaschine zu erzeugen: es bleibt doch bestehen, daß der Gesundheitszustand besser, die Zahl der Verbrechen zurückgegangen, der Zusammenhalt und das Glück sehr vieler Familien wieder hergestellt ist. Und war denn aller Alkoholgenuß wirkliche Lebensfreude? Trank man immer nur, wenn Männer eine Feierstunde haben, schwatzen und singen wollten? Von Hafis bis auf Goethe und noch etwas weiter enthält der starke Trunk, der Rausch, unendlich viel, was wir nicht verkümmern lassen wollen: Freude, Männerfreundschaft, endlose Debatte oder sinnierendes Schweigen. Aber wenn Dr. Küppersbusch auch Unrecht hätte mit der Erwiderung, daß wir das auch in ganz derselben Weise, ja noch wertvoller ohne das

starke Getränk haben könnten (wir können es nicht; denn es liegt eine Luft von Freude und Wärme um den Zechtisch, an der nicht so und so viel Prozent Alkohol, sondern an der Generation nach Generation mitgeschaffen haben) — so könnte sie doch völlig mit Recht entgegnen: Ja, trinkt ihr denn im Geiste von Hafis oder Goethe? Glaubt ihr denn, daß das Wohnungselend, die Säuglingssterblichkeit, das Arbeitshaus im Geiste von Hafis oder Goethe zustande gekommen wären? Das Verbot schafft ja nur eine dumme, sinnlose Trinkunsitte ab, die gerade das Gegenteil von Hafis oder Goethe ist!

Das ist richtig; und dennoch will die Stimme der Unlust nicht schweigen. Aus welcher Region spricht sie?

Dr. Küppersbusch gibt selbst eine Antwort darauf, ohne um die Tragweite dieser Antwort zu wissen.

An 200 Seiten Statistik schließen sich nämlich 15 Seiten, die mit „Persönliche Eindrücke im Lande der Prohibition“ überschrieben sind. Auch der Nachtrag bringt auf dem letzten halben Dutzend Seiten wieder Statistik; aber die ersten zwei enthalten ein außerordentlich lehrreiches Erlebnis.

„Die Mehrzahl unserer Mitreisenden“, schreibt Dr. Küppersbusch, „bilden heimkehrende Amerikaner; der Dampfer ist englisch; die Bar ist offen, bei Tisch können alkoholische Getränke serviert werden. ‚Nun werden die Amerikaner das auszunutzen wissen‘, meint ein bierfreundlicher Europäer, der auch das trockene Land zum Ziel hat. Sagt man nicht, daß die Amerikaner ihren Ferienaufenthalt nach Kuba oder übers Meer verlegen, um wieder einmal nach Herzenslust trinken zu können!

„Wir beobachten! Hier und da sieht man kleine Gruppen von Deutschamerikanern, die sich an englischem Bier gütlich tun und dem Münchner Hofbräuhaus nachseufzen; dort eine Gesellschaft ostpreußischer Auswanderer, die sich mit einer Erfrischung in konzentrierter Form aufmuntern. Die See ist stürmisch; die Bar und ihre Stärkungsmittel bilden für manche einen Anziehungspunkt. Den leichtesten Überblick über die ‚feinsten‘ Gewohnheiten der Amerikaner bieten die gesellschaftlichen Veranstaltungen und die Mahlzeiten. Unsere Blicke schweifen

forschend über die Tische. Tee, Kaffee, Mineralwasser; dazwischen — auffallend durch ihre Seltenheit — Wein- und Bierflaschen oder offen servierter Wein. Nach einigen Tagen wird mein mitbeobachtender Tischnachbar, der für die ‚trockene Idee‘ der Amerikaner nur ein mitleidiges Kopfschütteln hat, unruhig. Sollte an der anerzogenen Nüchternheit der Amerikaner doch etwas Wahres sein? Er verwickelt einen Amerikaner in ein Prohibitionsgespräch. Dieser zuckt die Achseln. ‚Prohibition? Fehlschlag, gänzlicher Fehlschlag!‘ Und zum Zeichen, daß er mit dem Gesetz nicht sympathisiert, bestellt er eine Flasche Starkbier und schöpft einen tiefen Zug. Er bietet sich freundlich an, uns im Lande umherzuführen, um uns die vielen heimlichen Stätten der Trunksucht zu zeigen; seine lebhaftere Schilderung macht uns gespannt auf all das, was unser im trockenen Lande harret. Während dessen bleibt sein Bier unberührt und wird schal. Mein Nachbar lenkt seine Aufmerksamkeit darauf. ‚Ach‘, eine bezeichnende Handbewegung —, ‚wir sind nicht mehr daran gewöhnt!‘ ist die Antwort. ‚Es scheinen doch viele seiner Landsleute nicht daran gewöhnt zu sein‘, so schließt am Ende der Reise die Beobachtung meines Reisegefährten. Aber — warum dieser Lärm über das Verbot, wenn sich die meisten im Grunde gar nichts aus dem Trinken machen?“

Warum? Hier erst stoßen wir auf den wirklichen Grund unserer Unlust gegenüber diesem wie jedem Verbot. Es ist nicht der Alkoholiker in uns, der sich auflehnt. Es ist der Tyrannenhasser. Gegen den Tyrannen empören wir uns, indem wir Bier bestellen, selbst wenn wir es nicht mögen und es schal werden lassen.

Wir haben aber noch einen weiteren Grund, der, wenn er auch meist unbewußt bleibt, viel bestimmter ist. Heute kommt, wie Dr. Küppersbusch überzeugend nachweist, das an Alkohol ersparte Geld verbesserter Nahrung, schönerer Kleidung und allen möglichen anderen Genüssen zugute. Aber hinter der Anti-alkoholbewegung steht ja eine große Anzahl von anderen Lebensreformen. Was, wenn eines Tages regierungsseitig entdeckt wird, daß auch Fleischessen die Gesundheit untergräbt und eine

Abart des rohesten Kannibalismus sei, wie ja die Vegetarianer behaupten? Was, wenn regierungsseitig entdeckt wird, daß die Untertanen, anstatt ihr Geld für Mode und Putz auszugeben, es lieber in Form höherer Steuern für das Gemeinwohl ausgeben sollen? Was, wenn dem Verbot des stimulierenden Alkohols das Verbot des stimulierenden Tabaks folgt?

Wo ist die Grenze der Tyrannei?

Keiner von uns weiß sie zu ziehen. Viele, die etwa gegen das Verbot von Alkohol und Nikotin schwer demonstrieren würden, hätten gar nichts dagegen einzuwenden, wenn man die Kinos zumachte. Mancher, der ohne den Kannibalismus des Tierfleischessens nicht würde leben wollen, wäre ganz froh, wenn er nach Erneuerung der puritanischen Kleidungssetze und Einführung staatlicher Normalkleidung der Sorge um das Toilettenbudget seiner Frau überhoben wäre.

Jede einzelne Anforderung ist hier verhältnismäßig unwichtig. Ja, wir könnten auf Alkohol verzichten, wenn es der Mehrzahl wirklich zugute kommt, oder wir brauchten nicht mehr zu rauchen, wenn sich die Majorität damit die Lungen verdirbt. Aber daß eine Lebensreform mit tödlicher Sicherheit die andere nach sich zieht, daß auf den Alkoholismus der Vegetarismus, auf diesen „weniger Nahrung durch gutes Kauen“; auf dieses Mazdazman; auf dieses „Enthaltsamkeit von Nahrung und Trinken durch richtige Atemtechnik und Eurhythmie“ folgt; — daß die Reformkleidung zur Uniformkleidung und die Gartenstadt schließlich zur besonders geräumigen und komfortablen Kaserne wird: das ist es, wogegen sich jeder von uns wehrt.

Wenn er gegen den Antialkoholismus aufsteht, behauptet er nicht sein Recht auf Suff. Er wehrt sich nur gegen die Zumutung, das zu werden, was man unter viel Reklame den „neuen Menschen“ nennt. Er wehrt sich gegen eine verkappte Religion.

Und das mit Recht. Auch Religion fordert ja, daß wir den „neuen Menschen“ anziehen. Hingegen fordern die verkappten Religionen der Reform nur, daß wir den alten Menschen ausziehen. Sie sind nur Verzicht. Sie reduzieren schließlich den

Menschen auf den Nullpunkt. An seine Stelle tritt der Homunkulus, der künstliche Mensch, der nicht von Tierfleisch oder Gemüse, der schließlich nur noch von seinem Atem lebt. Religion fordert uns auf, unsere Triebe zu erhöhen; verkappte, sie zu vernichten. Alle Lebensreform enthält die Aufforderung zu einer feineren oder gröberen Art von geistigem Selbstmord.

In dem Rezept auf Verzicht finden sich die beiden Antipoden: der Übermensch und der Lebensreformer.

Sie stehen im Gegensatz zum religiösen Menschen wie zum Genie, die auf nichts verzichten, sondern alles zum Himmel emportragen.

Der „neue Mensch“ ist kleiner und enger als der Normalmensch, wie der Übermensch schwächer und weniger machtvoll war als der Vollmensch.

Palmen in den Händen

Hiergegen könnten sich nun zweierlei Vorwürfe erheben: der eine darauf lautend, daß der Verfasser zweifellos ein Kneipensitzer, Karnivore und Kettenraucher sei; der zweite, daß die ganze Argumentation gefühlsmäßig, poetisch, trinkliedhaft sei. Sie zeige außerdem genau jene Elephantiasis, gegen die der Verfasser selbst sich wende; denn sie nehme von dem einen Beispiel der Trockenlegung ausgehend mit jener hier gleichfalls bekämpften Leichtigkeit der Assoziation Befürchtungen vorweg, die ganz grundlos seien.

Deshalb mag es gut sein, bevor wir eine Charakteristik der „Neuen Welt“ versuchen, noch auf einem bestimmten Einzelgebiet stehen zu bleiben: dem Pazifismus.

Wäre er wirklich nur die „Krankheit der geschlagenen Völker“: wir müßten heute alle Pazifisten sein. Statt dessen sehen wir eher das Umgekehrte: Den Glauben an den Krieg nicht nur als an ein unvermeidliches Ergebnis jeder irdischen und realen Politik; sondern auch als an ein Heilmittel, als an die höchste und wundervolle Kraftäußerung eines Volkes und seiner Menschen. In dem Moltkeschen Satz: Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, wird heute der Ton ganz unzweifelhaft auf das Satzende gelegt.

Wie kommt das? Wenn wir die Antwort vorweg nehmen wollen: Dadurch, daß der Pazifismus, mindestens vor dem Kriege, aber zum überwiegenden Teile noch jetzt eine verkappte Religion ist.

Keine seiner bekannten Begründungen hält stand. Daß Frieden infolge der internationalen Verflechtung der Wirtschaft nötig sei, hat ein Krieg von über vier Jahren Dauer ganz gründlich widerlegt. Noch mehr aber die Nachkriegszeit: die Wirtschaft verhütet nicht Kriege, sie ruft sie hervor.

Der humanitäre Pazifismus, der auf das Blutvergießen und die Grausamkeit des Krieges hinweist, wird immer den ein-

fachen Satz gegen sich haben: Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Wenden wir uns ins Utilitarische, sagen wir, wie es einmal bei einer großen Debatte über Christentum und Pazifismus geschehen ist, daß selbst das Urteil eines durchwegs aus Feinden Deutschlands zusammengesetzten internationalen Schiedsgerichtes, wenn wir es vor dem Kriege angerufen hätten, nicht entfernt so ungünstig hätte ausfallen können wie dieser Kriegsschluß: dann steht sofort eine Welt von Gründen gegen den Sprecher auf. Erstens unser ganzes Gefühl. Wir wollen uns aber nicht verkümmern lassen durch Schiedsspruch; wir müßten, selbst wenn uns dieses Kriegsende gewiß wäre, das letzte Mittel versuchen, ehe wir die Demütigung auf uns nehmen; wir wollen uns nicht feige selbst verhandeln. Alles, was wertvoll in uns ist, hätte sich gegen die geduldige Hinnahme selbst eines viel günstigeren Schiedsspruches gewehrt. Zweitens aber steht unsere gesamte politische Erfahrung gegen eine solche Argumentation auf. Wie lange hätte der durch den Schiedsspruch geschaffene Zustand, wenn er von uns hingenommen worden wäre, vorgehalten? Welcher Staat und welches Volk könnten eine feige Unterwerfung auf sich laden ohne die Gefahr immer erneuter und immer tieferer Demütigung? Hier liegt der schwache Punkt einer scheinbar so klaren Friedensargumentation wie etwa der von Norman Angell. Er weist überzeugend nach, daß Kriege selbst den Siegern wenig oder nichts nützen und daß sie die Probleme nicht lösen, zu einer neuen Weltgestaltung nicht führen können. Er läßt unberücksichtigt, daß Kriege eben zur Behauptung des status quo oder zur Vermeidung noch größeren, als des natürlichen Rückgangs eines Volkes nötig sein könnten; und daß deshalb auch in der praktischen Politik jeder Krieg als Verteidigungskrieg ausgegeben wird; daß niemand der Angreifer sein und gewesen sein will.

Auch der Hinweis auf einen Zustand, in dem die Menschheit alles, die Nation nichts mehr bedeutet, verfängt nicht. Eine Menschheit schlechthin, ohne Nationen, wäre ein ameisenhaftes Gewimmel und die Gleichheit aller Wesen, die Menschenantlitz

tragen, bleibt eine rechtliche Fiktion. Sie ist Wahrheit, wenn sie besagen will, daß wir einen Kongoneger nicht schlechter behandeln dürfen als einen Farbgenossen, nur weil er ein Kongoneger ist; sie wird offenbarer Unsinn, wenn sie behauptet, der Kongoneger sei ebenso viel wert als wir oder wir ebenso wenig wie er. Das stimmt aus der unendlichen Perspektive Gottes, vor der wir alle klein werden; aber es bleibt entweder Unverschämtheit oder Schwachsinn, sich diese Perspektive anzumaßen.

Aber die Lehre, daß alles gleich sei, was Menschenantlitz trägt, hat ihre Kraft bereits eingebüßt. Man sucht heute den Zusammenhang zwischen Nation und Menschheit in anderer Weise. Jedes Volk, so formuliert die schon einmal angeführte Schrift von Wilhelm Michel einen Gedanken, der heute in vielen Köpfen Nationalismus und Internationalismus zu versöhnen und einander zuzuordnen strebt, sei ein Versuch zur Verwirklichung der Menschheit. Jedes Volk habe Daseinsberechtigung nur insofern, als es diese Verwirklichung der Menschheit vollziehe oder zu ihr beitrage. Jedes Volk müsse aus dem Stoffe seines Volkstums die Bildsäule der Menschheit erbauen, sei es aus dem Marmor des Lateinertums, aus der Bronze des Germanentums, aus dem weichen Ton des Slaventums. Das sei die Zielsetzung des wahren Internationalismus. Um aber zur Bildsäule zu gelangen, müßte jeder Bildhauer seinem Material, müßten die Menschen auch dem Material ihres Volkstums Liebe und Verständnis schenken. Das sei die Zielsetzung des wahren Nationalismus. Und beide müßten bejaht werden. Sie widersprechen sich nicht, sondern bedingen einander. Beid hoben sich scharf ab gegen die marktgängigen Abarten des Internationalismus wie des Nationalismus. Gegen den falschen, Völker zu Ameisentrupps herabwürdigenden Internationalismus: Betonung der Tatsache, daß die nach Völkern nicht gegliederte, geographisch und geschichtlich nicht gebundene Menschheit nicht existiere; daß also Kulturwerte nur erstellt werden könnten am Stoff der verschiedenen Nationalcharaktere. Gegen den falschen Internationalismus: durch die Betonung der anderen Tatsache, daß aller Wert eines Volkstums nur aus seinem An-

9*

teil an der Verwirklichung der Menschheit fließe. Schon Kant etwa habe das angedeutet mit seiner Gleichsetzung von Patriotismus und Kosmopolitismus. Die rein negative Abgrenzung, Hinz sein und nicht Kunz, sei völlig verdienstlos und unwertig. Erst aus der Beziehung jedes Volkstums auf die übergeordnete Idee flößen Verdienst und Wert.

So einleuchtend das klingt, so dialektisch bleibt es. Der Vergleich der Arbeit eines Volkes mit der Arbeit eines Bildhauers ist nicht nur zufällig. Er verrät deutlich, wie literarisch die Aufeinanderbezogenheit von Nation und Menschheit bleibt. Wir stehen ja mit allen unseren Sinnen, aller unserer Arbeit innerhalb unseres Volkstums; wir können nur in Gedanken von außen heran. Wir sind ja selbst Bildsäule und Schöpfer in einem. Aber der Bildsäulenvergleich deutet zugleich noch auf etwas anderes. Michel stellt einfach die Schöpfung von Kulturwerten als den Sinn der Nationen hin. Auch ohne daß man nun die Spenglersche Geistesverachtung mitzumachen braucht und so hoch man auch Kulturwerte einschätzen mag, so bleibt doch ein Volk noch etwas Umfassenderes als seine Kulturwelt. Es geht nicht an, Kulturwerte zum Volkszweck zu machen und die Menschheit zum Zweck der Völker. Wenn die Menschheit Zweck der Völker ist, was bezweckt dann die Menschheit? Mit der Teleologie ist hier nicht weiterzukommen. Man muß vielmehr hier Spengler durchaus zustimmen, sagen, daß Völker Lebewesen sind, daß ihr Sinn in ihnen selbst, im ganzen Umfang ihres Lebens, nicht nur in den höchsten Kulturwerten ruht. (Was nicht so viel heißt als die Spenglersche Verachtung der Kulturwerte mitzumachen; gerade Michel hat in seiner vortrefflichen Kritik an Spengler nachdrücklich auf die „widersprüchliche Verknotung von Stoff und Geist“ hingewiesen.) Faßt man aber Völker als Lebewesen und Selbstzweck, so gewinnt auch die von Michel so geringschätzig behandelte „rein negative Abgrenzung, Hinz zu sein und nicht Kunz“, andere Bedeutung. Sie wird zwar nicht werthaltiger; aber in dem Augenblick, wo wir sie aufgeben, würden wir uns selbst aufgeben. Hier spricht etwas viel Primäreres als der Wille zum Wert; nämlich einfach der

Wille zum Dasein, zum Dasein in unserer eigenen als einmalig empfundenen Gestalt, gleichviel, was auch diese Gestalt enthalten und wert sein mag. Die Behauptung: die Völker haben nur Daseinsberechtigung, insoweit sie eine (wenn auch nur geträumte) Menschheit verwirklichen, erweist sich schließlich als nur wenig tiefer wie die andere Behauptung, daß Völker etwas Künstliches, im Laufe einer Entwicklung durch Aufhebung der Landesgrenzen zu Beseitigendes seien. Faßt man aber Völker als Lebewesen auf, so wird man auch ihren Trieb zu Macht und Ausdehnung nicht übersehen können.

Auch das religiöse Gebot der Feindesliebe kann zur Rechtfertigung der Friedensbewegung nicht mit vollem Erfolg herangezogen werden. Zwar, wenn selbst Pastoren sich darauf berufen, das Wort Christi: Liebet Eure Feinde, sei nur ob seines Stimmungsgehaltes bedeutsam, rangiere nicht in der Rangklasse der zehn Verbote, sondern sei „nur“ durch „Stimmungsgehalt“ bedeutsam, so wird man ihnen mit Fug und Recht entgegenhalten dürfen, daß es Christi Wille war, daß eben sie als Pastoren eine solche Stimmung in ihrer Gemeinde erzeugen sollen. Aber dieses Argument kann nur gegen Pastoren gerichtet werden. Der politische Immoralist behauptet ja eben, Privatethik und politische Ethik seien zweierlei; in der Staatskunst müßten die Gebote privaten Handelns häufig der Rücksicht aufs Gemeinwohl weichen und es sei offenes Unrecht, ein Volk, Millionen von Menschen der Demütigung, der Entbehrung, dem Lebensrückgang auszusetzen, nur damit der einzelne leitende Staatsmann ein reines Gewissen behalte.

Selbst rein religiös genommen braucht jedoch das Gebot der Feindesliebe noch nicht unbedingt für Frieden zu sprechen. Es ist eine tiefere Auslegung denkbar, die den Krieg zuläßt, indem sie ihn zugleich überwindet. Das Gebot ist ja so utopistisch nicht, zu befehlen: Habet keine Feinde!, sondern es verlangt das viel Schwerere, seine Feinde zu lieben, das heißt, den Menschen, den gleichwertigen, im Feinde, noch im tödlichen Kampf zu erkennen und zu lieben. Ich weiß, daß alles dieser Deutung des Wortes entgegensteht; am Schlusse des Buches, wenn

wir so weit gelangt sind, aus allen unseren Betrachtungen die Summe zu ziehen und ihre Bedeutung zu würdigen, werden uns die drei Worte: Liebet eure Feinde, in hellerem Glanze, frei von praktisch-utilitaristischer Bindung aufstrahlen. Hier genügt es festzustellen, daß der praktische Politiker ihre Bedeutung bestreitet, gleichviel ob er das mit schwerem Herzen oder stolz auf seine Immoralität und sein Übermenschentum tut; und daß auch der Theologe sie nicht mit voller Sicherheit als Kriegsverbot zu erweisen imstande ist.

Fragt man sich nun, warum alle diese Begründungen des Pazifismus weder einzeln noch insgesamt durchschlagen, so wird die tiefste Antwort nur lauten können: Weil der Pazifismus bis heute zum größten Teil eine verkappte Religion ist. Daß er mit der Abschaffung des Krieges das schwerste Übel aus der Welt beseitigt glaubt, ist seine Monomanie; daß er dahinter (in Verbindung mit den in den vorigen Kapiteln besprochenen verkappten Religionen) das Heraufkommen einer neuen, noch nie dagewesenen Welt sieht, ist seine Elephantiasis. Hinter dem Pazifismus steht das Bild einer vollkommen friedfertigen und deshalb glücklicheren Welt. Es ist gerade dieses Bild, gegen das unsere Unlustgefühle sich richten. Auch wenn wir der Übertreibung, daß alles Leben ein Kampf sei, nicht folgen, so wollen wir gerade deshalb umso weniger die Kampfseite des Lebens missen, wollen auf eine solch starke Lebensäußerung nicht verzichten.

Die Folge der Verengung und Erweiterung zur verkappten Religion ist, wie überall, daß sie sich noch heute kaum imstande erweist, ihr Problem, den Krieg, wirklich zu sehen, trotzdem es doch an Anschauungsunterricht nicht gefehlt hat. Erst im Augenblick, wo sie von ihrer Hinterweltlervorstellung einer neuen friedlichen Welt loskäme, erst wenn sie vollmenschlich auch die Kampfseite, nicht nur die kooperative, des Lebens bejahte, wäre sie imstande, dem Krieg wirksame Opposition zu machen. Der wirklich wirksame Streit gegen den Krieg steht erst in den Anfängen — einfach, weil er von Menschen ausgeht, die keine Hinterweltler sind, und die den heutigen

Krieg verneinen, nicht trotzdem, sondern weil sie den Kampf lieben.

Ich kann hier nichts Besseres tun, als das zu wiederholen, was Hans W. Fischer in seinem schon genannten Buche „Die Schädelstätte“ klassisch gesagt hat:

„Es sind nicht die wahren Helden, die sich nur mit dem Revolver in der Tasche über die Straße trauen. Zeugten etwa die ungeheueren Vorkriegsrüstungen von einer grimmigen Kampfgier der Völker? Nein, sie waren Zeugnis der Angst; jedes Volk wünschte von vornherein sich des Übergewichtes zu versichern, jedes hätte gern alle Anwartschaft auf blutigen Siegeslorbeer hingegeben um ein unfehlbares Rezept, das feindliche Heer aus sichererer Entfernung restlos von der Erdoberfläche zu vertilgen. Nur, weil es dieses vollkommene Mittel noch nicht besitzt, setzt sich das Volk mit seiner lebendigen Mannschaft ein, keineswegs aber, um seine Kampfeswut auszutoben. Jede Nation weist den Verdacht, Krieg um des Krieges willen zu führen, weit von sich; jede beteuert, ihr Kampf gelte allein der Verteidigung. Und das ist für alle richtig, obwohl die Kaffern es immer nur für das eigene Volk gelten lassen. So wild der Krieg sich gebärdet, er dient immer nur dazu, eine neue, erhöhte und womöglich komfortablere Sicherheit zu erlangen. Um des Ganzen willen wird ein Bruchteil geopfert, das ist ein rein kaufmännisches Verfahren, wenschon man die Buchführung zu fälschen beliebt, indem man den Heldentod statt in das Verlust- ins Reklamekonto schreibt. . . . Bei diesem Stande der Entwicklung hat der Krieg tatsächlich die innere Berechtigung bereits verloren; er ist nur noch ein Notbehelf. . . . Denn es ist nicht wahr, daß die heutigen Heere aus lauter Helden bestehen, denen das Vollbringen großer Taten Lebensbedürfnis ist; es ist nicht wahr, daß der Mut an sich in unserem Kriege zu Ehren kommt. Wirklich hoch im Preise steht vielmehr, da man ihn vor der Hand noch nicht entbehren kann, allein der soldatische Mut, der eine verkafferte Form des Mutes ist. Man schätzt und züchtet ihn, weil man ihn braucht; es ist für den Effekt völlig gleichgültig, ob er aus der Natur eines Löwen oder eines

Schlächterhundes stammt, wenn er nur auf den Pfiff da ist. Wenn die sittlichen Einwirkungen ihn nicht heranlocken, verschmäht man auch die übelsten Mittel nicht, um ihn herauszukitzeln oder herauszupeitschen: Lüge, Bedrohung, Betäubung, Schnaps und Sperrfeuer. Der ganze Mechanismus ist darauf eingestellt, den Mut als das kleinere Übel in Vergleich zur Feigheit erscheinen zu lassen, sobald es gegen den Feind geht; während umgekehrt gegenüber den Vorgesetzten aus Gründen der Disziplin die Feigheit vorteilhafter ist als der Mut. Aber kann man wirklich den Mann mutig nennen, der zwar dem entgegenstürmenden Feinde das Bajonett in den Leib rennt, vor dem Offizier jedoch, der seine Menschenwürde mit Füßen tritt, kuscht? Mir scheint, er hat in beiden Fällen genau das Gleiche getan: nämlich das sichere Teil erwählt . . .“ Und gegen den Schluß des Kapitels, noch einmal ganz scharf: „Die heroische Wahrheit wird ewig leben, auch wenn die heroische Lüge begraben ist.“

Die Auflehnung gegen den Krieg geschieht hier im Namen des Heldentums, des freien, selbstverantwortlichen Mutes, den Fischer die höchste Tugend nennt. Aber diese Anschauung muß gegen sich noch gelten lassen, daß sie vor lauter Bewunderung des echten Mutes überstrenge, schulmeisterlich wird. Fischer, der den ewigen Frieden nur als das kleinere Übel gelten läßt, macht aus dem Pazifismus keine verkappte Religion. Dafür macht er eine aus dem Amor fati, aus der Liebe zum eigenen Schicksal. „An einem Mut, der die freie Verantwortung des Einzelnen über sein einzelnes, eigenes Leben nicht kennt, — an einem solchen Mut ist nichts gelegen“, sagt er und das stimmt gewiß vom Standpunkt des Mutes aus. Aber ist es auch Wahrheit vom Standpunkt des Menschen aus? Es ist Unwahrheit und Unrecht, auch nur mit einem Streifgedanken die zu schelten, die mit allem Glauben und allem Mut in den Krieg gingen, sich, in Fischerscher Sprechweise zu reden, verkaffern ließen und dafür mit dem Leben bezahlten. Sie gingen doch hin als Menschen, mag auch ihr Menschentum nicht stark genug gewesen sein, jeden Zwang zu brechen. Unsere ganze und ver-

nichtende Anklage muß denen gelten, die, selbst verkaffert, sich als Übermenschen fühlten und aus der Verkaffung der Menschen ein Geschäft, aus der heroischen Wahrheit die heroische Lüge, aus der Wehrhaftigkeit eine Industriekonjunktur machten.

Haben sie das getan? Fischer muß gegen sich gelten lassen, daß er Schriftsteller ist; man kann ihn mit dem Prädikat: als Poesie gut abtun. Und außerdem ist natürlich seine Opposition gegen den Krieg nur „die Krankheit der geschlagenen Völker“. Aber dieses bequeme Verfahren geht nicht an gegen den gleichfalls schon zitierten Franzosen Pierrefeu, der ein begeisterter Militarist ist und sich gerade deswegen noch viel härter über die feige Sinnlosigkeit des Krieges von heute äußert. „Ich sehe schon“, sagt er kaltblütig, „wie eine Regierung einer leistungsfähigen Firma die Herstellung und Durchführung eines Krieges im ganzen überträgt mit einer ganzen Staffel von Vertragsstrafen für jeden Verzug in der Lieferung des Friedens.“ Niemand hat schärfer als dieser siegreiche Militarist, der den Krieg nicht verneint, sondern geradezu glorifiziert, die völlige Sinnlosigkeit, Lüge und Feigheit des Krieges von heute angeprangert. Bei ihm tritt zum erstenmal ganz klar dem ethischen, humanitären, utilitaristischen, wirtschaftlichen und religiösen Pazifismus, die alle zu einer verkappten Religion zusammenfließen, der sachgemäße Pazifismus gegenüber: der militärische. Er erhebt Protest gegen den heutigen Krieg — gerade im Namen des Krieges und des Kampfes.

Und er ist kein weißer Rabe. Die Kritik Fischers und Pierrefeus bezieht sich auf den letzten Krieg; aber sobald sie an den Gedanken eines zukünftigen Krieges herantreten, bleiben selbst die gewöhnlichen Militärs, trotzdem ihre ganze Existenz darauf beruht, daß sie die Fischersche Scheidung zwischen echtem Mut und soldatischem Mut nie anerkennen dürfen, doch nicht von Zweifeln darüber verschont, ob denn ein Zukunftskrieg noch kriegerisch sein könne.

Ein britischer Fliegeroffizier, Oberst Moore, sagt: „Die Tragödie des Luftkrieges besteht in der Tatsache, daß es praktisch unmöglich ist, sich gegen einen plötzlichen Angriff zu

schützen.“ Einer seiner englischen Kollegen schreibt noch deutlicher: „All dies (der Versuch, die Luftflotte zum Zweck der Landesverteidigung auszunutzen) dient zu gar nichts. Das Kriegsammt kann nur eins tun: sich mit einer ausreichenden Quantität von Pillen versorgen, die ein rasch wirkendes Gift enthalten, und diese bei der Kriegserklärung unter die Bevölkerung verteilen. Nur auf diese Weise kann man sie vor einem qualvollen Tode bewahren, der sie sonst in den giftigen Gaswellen, unter berstenden und brennenden Häusern ereilen wird.“

Bezeichnend für die Ausführungen von Maxim Gorki, denen ich diese Anführungen entnehme, ist, daß er, als alter Pazifist alter Schule, uns damit (als verkappter Religiöser) Schreck einjagen will und daß er die Frauen und Mütter anfleht, dem Kriege ein Ende zu machen; daß ihn nichts vor dem Vorwurf schützt, er scheue die „Greuel“ des Krieges. Ihm gegenüber haben es die Militaristen leicht. Sie sagen einfach, daß jede Angriffswaffe notwendig auch eine Abwehrwaffe hervorruft und daß im übrigen hinter dem Gutachten der beiden Engländer die ganz offenbare Furcht stehe, in einen neuen Krieg verwickelt zu werden; daß die pessimistischen Ausführungen der Luftsachverständigen nur eine Entschuldigung für die Schwächen der englischen Politik bilden sollen. Aber der gleiche Militarist muß verstummen, sobald wir uns vom Pazifismus als verkappter Religion freimachen, sobald wir als volle Menschen ihr entgegenhalten, daß der künftige Krieg kein Krieg mehr sei, sondern ein hilfloses und feiges Sichabwürgen ohne Ende: eine Vernichtung jeglichen Mutes und jeder Tapferkeit und Spannkraft.

Der Übermensch hoch 2

Wenn im folgenden auch die Technik als verkappte Religion betrachtet wird, so müssen wir uns dabei auf die härtesten Widerstände gefaßt machen. Man wird vielleicht bereitwillig zugeben, daß Antisemitismus und Abstinenz, daß Okkultismus und Vegetarismus die Gestalt von verkappten Religionen angenommen haben. Aber inwiefern auch die Technik? Was hat sie mit Religion zu tun? Ist sie nicht gerade der Gegensatz zu allem Glauben? Ist sie nicht ganz praktisch, völlig empirisch? Wo steckt da das Geheimnis, wo die Monomanie, wo die Elephantiasis, wo das Hinterweltlertum? Beruht nicht Technik gerade darauf, daß sie alles einzelne ohne jede Bindung bis zum Letzten durcharbeitet? Bewahrt sie nicht schon ihre Arbeitsweise vor der Gefahr, verkappte Religion zu werden?

Es scheint so. Ganz sicher ist auch der einzelne Erfinder, Ingenieur und Techniker alles andere als ein Hinterweltler. Aber die Rolle, die die gesamte Technik in unserem Leben spielt, ist heute in hohem Maße die einer verkappten Religion.

Ein einzelner Zug schon kann das beweisen. Während die heroischen Hinterweltler sämtlich ihr Ideal aus der Vergangenheit nehmen, finden die der „Neuen Welt“ es in der Zukunft. Und ihr wichtigster Glaubensartikel ist dabei nicht einmal Sozialismus, Abstinenz, Pazifismus, sondern Technik. Sie erst soll die neue Welt, die Zukunftswelt, ganz vollenden.

Schon bei dem Gedanken an den Zukunftskrieg haben wir das Gebiet der Technik gestreift. Dort erschien Technik als feindselig gegen die neue Welt. Aber das ist nur ein Übergang. Schließlich, so glaubt der unheroische Hinterweltler, wird doch die Technik diejenige Macht sein, welche am meisten zur Vollendung einer friedlichen, reinlichen, ordentlichen neuen Welt vermag und tut.

Jeder bessere Romanschreiber hat heute versucht, uns diese Zukunftswelt zu malen. Fast alle diese Gemälde weisen bemerkenswerte Übereinstimmungen^{en} auf. Immer kommt darin ein

Mann vor, dessen Name mit Mac . . . anfängt oder mit . . . son endet. Er hat ein unglaublich kühles Gesicht, das er während aller Streiks und finanziellen Erschütterungen beibehält; er verfügt über eisernen Willen, unbeugsame Energie, stahlharte Augen, scharfgeschnittenes Gesicht und eine kantige Stirn. Er verfügt aber über noch mehr, er übermenschet den Übermensch. Denn während dem Übermenschen alten Stils im wesentlichen nur seine zusammengebissenen Zähne zur Verfügung standen, verfügt der Übermensch im Quadrat auch über die wundersamsten technischen Mittel. Er kann elektrische Energie auf kleinen Raum konzentrieren und damit alle seine Feinde vernichten; er kann die Schnee- und Eismassen der Hochgebirge schmelzen und dadurch Hungersteppen in Fruchttäler verwandeln. Er kann mit einem Diamantstahl Tunnels unter dem Ozean bauen und daß er mit 1000 km-Stundengeschwindigkeit fliegen kann, braucht gar nicht erst gesagt zu werden. Die neuesten Exemplare dieser Gattung, die in der heutigen Literatur eine ähnliche konstante Figur ist, wie früher Pierrot, Colombine, Duenna, Vertrauter, tölpischer Hahnrei und munteres Weibchen, haben noch einen Einschlag von okkulten Kräften. Ihre Welt ist von monumentaler Größe. Das Haupthaus ihrer Gesellschaften nimmt einen großen Stadtteil ein; ihre Arbeiterarmeen zählen nach Millionen. Sie haben heute Geschäfte in Berlin und morgen in Peking und gehen übermorgen daran, einen Riesenkanal durch den unwegsamsten Teil der Apenninen zu sprengen. Überflüssig zu erwähnen, daß das Kapital ihrer Gesellschaften immer in Milliarden Pfund Sterling ausgedrückt wird. Wenn ihnen jemand sagen würde, sie hätten einen kleinen Schnupfen, so würden sie mit Wilhelm II. erwidern: Einen großen! An mir ist alles groß!

In ihrer neuen Welt gelten nur noch die Maschinen. Während die Menschen zu Zahlengrößen, zu Arbeitsarmeen, zu Siedlerkolonien zusammenschrumpfen, verwandeln sich die Maschinen in lebende Wesen. Schwarze, rauchende Dämonen sind es (bei Kellermann), die ihre Saurierknochen schwingen; die klobige Bohrmaschine wird zum Polypen, zum gepanzerten

Tintenfisch, der vor urtierischem Zorn, vor Wollust des Zerstörens erzittert. Der Mensch ist nur noch Material, nicht mehr und nicht weniger als die Steinkohle, die unter den Kesseln verfeuert wird.

Aber was haben technische Zukunftsromane mit der Technik zu tun? Sie sind ein Futter für Familienblätter, die der Techniker bestimmt nicht liest. Liest er sie doch, kommt er in Gefahr, sich totzulachen. Trotzdem sind sie wichtig. Man braucht hier gar nicht daran zu erinnern, daß das Leben die Kunst mehr nachahmt, als umgekehrt. Man kann auf etwas viel Bestimmteres hinweisen. Hören wir nicht täglich, wie sehr uns die Technik vergewaltigt, uns unserem Menschtum entfremdet? Ist nicht die Anklage gegen Materialismus und Maschine gerade das, was man überall vernehmen kann?

Die eine Partei, die dem heroischen Hinterweltler nahesteht, antwortet auf diese Anklage mit dem Versuch, die technische Entwicklung zu bremsen und zur Vergangenheit, zur Handarbeit, zum Mittelstand, zur größeren Selbständigkeit des Einzelnen zurückzukehren. Die andere Partei macht aus der Not eine Tugend und ist stolz auf „technische Errungenschaften“, denen sie doch selbst nicht recht traut. In sehr gerissener Art hat Bernhard Kellermann im „Tunnel“ — und darauf vor allem beruhte der Erfolg des Buches — beide Regungen, die Abneigung und die Bewunderung vereinigt. Sein Mac Allan ist ein Wunder an Energie. In zwei Minuten wird er mit dem reichsten Mann über das Riesenprojekt des Tunnels einig, in einer kleinen halben Stunde wirft er eine große, gründlich mißtrauische Milliardenversammlung um, jahrelang hetzt er ein Millionenheer von Arbeitern müde und tot; Frau und Kind werden ihm bei der Tunnelkatastrophe totgeschlagen, er selbst verklagt, verurteilt, betrogen: macht nichts, er heiratet einfach die reichste Erbin der Welt. Und doch ist er am Ende aus dem Schöpfer des Tunnels zu seinem Sklaven geworden. „Sein Hirn kannte“, sagt Kellermann, „keine andere Ideenassoziationen mehr, als Maschinen, Wagentypen, Stationen, Apparate, Zahlen, Kubikmeter und Pferdekräfte.“ Und doch, trotz dieser Opferung,

nein, gerade wegen dieser Opferung des Menschen umgibt die reichen Leute bei Kellermann eine Atmosphäre von Reichtum, Macht, Kühnheit, Genie und Skandal. Der Finanzmann des Tunnels, ein kleiner fettleibiger, asthmatischer jüdischer Betrüger, scharf auf Blondinen, ist doch so tüchtig, daß er am ersten Tag schon Namen und Personalien seines ungeheuren Stabes von Subdirektoren, Prokuristen, Kassierern, Buchhaltern, Clerks, Stenotypistinnen kennt und daß er am dritten Tage eingearbeitet ist, als ob er den Posten seit Jahren bekleidete. Mit dem übermenschlichen Scharfblick geht Kellermann, wie die technischen Romanschreiber überhaupt, freigebig um. Die Leute, die damit beauftragt sind, das „Arbeitermaterial“ zu prüfen, sehen zwar Hunderte von Menschen in wenigen Stunden; aber wenn ein Durchgefallener es zum zweitenmal versucht, trifft ihn ein „eiskalter Blick, daß ihm das Rückenmark gefror . . .“ Der Tunnel spuckt Schutthaufen aus, auf ihnen erhebt sich ein Haufen gradlinig nebeneinander gesetzter Steinsärge, aber trotzdem sind es „Feenstädte“.

Diese Mischung von Bewunderung und Abscheu entspricht genau dem, was die meisten Menschen vor der Technik empfinden. Aber damit scheinen wir noch immer bei der Literatur zu halten. Was tut denn die Technik selbst? Nun, sie tut vorläufig in kleineren Maßstäben das, was der technische Romanschreiber ihr in möglichst riesigen vormalt. Sie beschäftigt vorläufig noch keine „Arbeitsarmeen“, aber auf die Millionen, die sie tatsächlich beschäftigt, ist sie stolz. Sie ist noch nicht dazu gelangt, ein Kraftwerk zu bauen, das die ganze Welt mit Strom versorgt, aber sie ist rührend stolz auf die Kraftwerke, die einen großen Bundesstaat versorgen, und wenn sie tatsächlich von einem Komplex aus die Welt versorgen könnte, würde sie diese Wirklichkeit genau so triumphierend begrüßen, wie der Romanschreiber seine Idee begrüßt. Der Techniker lacht heute über den technischen Zukunftsroman; aber es ist eher ein bedauerndes Lachen darüber, daß so umfassende Ziele vorläufig noch nicht zu verwirklichen sind, und ein Lachen über den verkehrten Weg, auf dem dieser putzige

Kerl von Schriftsteller ein Programm anpackt, zu dem noch alle Vorarbeiten fehlen. Zeigte ihm jemand diese Vorarbeiten und zeigte ihm jemand den Weg: der Techniker wäre für den Unterseetunnel und für das Schmelzmittel Dynotherm, für die elektrische Kraftkonzentration und für Flugzeuggeschwader mit 1000 km-Stundengeschwindigkeit womöglich noch viel begeisterter als der poetische Panegyriker. Denn er ist heute — und das führt ihn zur verkappten Religion — ganz im Sinne der Romanschreiber um die Schaffung immer größerer und mächtiger Zentralen bemüht. Er ist tatsächlich besessen von den Größen und Massen, die er in Bewegung setzt. Könnte er den Turm zu Babel noch einmal bauen, um von seiner Höhe aus alle Menschen und Völker mit Licht, Kraft und sonstigen guten Dingen zu versorgen, so würde er das als den höchsten Triumph betrachten, der ihm beschieden sein kann. Sein konstruktives Denken geht auf die kleinste Einzelheit; aber sobald es sich um die praktische Anwendung seiner Neuerung handelt, möchte er sie sehr gerne ins Ungeheuerliche steigern. Er denkt an immer größere Zentralen, in Landesteilen, in Ländern, in Erdteilen, schließlich an eine Zentrale für die ganze Welt.

Und diese verkappte Religion, die tatsächlich eine Welt hinter der Welt, monoman und elephantiasisch zugleich sieht, geht nun an den wichtigsten Teil ihrer Aufgaben nur sozusagen mit der linken Hand heran. Wenn wir uns nämlich fragen: Versklavt und entmenschet die Technik wirklich den Menschen, so müssen wir bekennen, daß das nur infolge der heutigen Technik, infolge des technischen Denkens in Zentralen der Fall ist. Sehr wohl läßt sich ja eine Technik denken und sie wird kommen, die ihre Hauptanstrengungen darauf richtet, gerade umgekehrt dem Einzelnen wieder Freiheit, Menschtum und selbständige Arbeitsmittel zurückzugeben. Warum sollte nicht jeder einzelne von uns mit technischen Kräften, etwa mit der Elektrizität, einmal so gewöhnlich, selbständig und vertraut umgehen lernen, wie unsere Großeltern mit Spinnrad und Säge?

Und hier ist es vielleicht angebracht, noch einen kurzen Blick auf den technischen Roman zurückzuwerfen. Er spielt meist in

Amerika und weist als Hauptpersonen den Erfinder und den Milliardär, die Zentralisten, auf. Aber er spricht seltener davon, daß in Amerika, dem Lande der technischen Sklaverei, auch das Kleinauto, ein Mittel zur Wiederverselbständigung des Menschen, schon heute größere Verbreitung hat als anderswo. Die Methoden, nach denen Ford seine Autos herstellt, sind Taylorismus, Entmenschlichung bis zum Äußersten; das Produkt aber dient der Wiedervermenschlichung. Vielleicht kommt der Tag, wo auch das Produkt nicht mehr zentralisiert hergestellt zu werden braucht, wo das Streben nach einer neuen Welt wieder Streben zur Welt wird.

XV Yohimbin — Lecithin

Es könnte jemand kommen und sagen: Nun, was Sie bisher vorgebracht haben, mag richtig sein oder mag falsch sein; es geht mich nichts an. Ich habe mit der Zahlenmystik und mit dem Sozialismus so wenig zu tun wie mit Antisemitismus und Abstinenz. Auch vor diesem Unbekümmerten machen jedoch die verkappten Religionen nicht Halt. Sie betreten das aller-elementarste Lebensgebiet, das Verhältnis von Mann und Frau. Nein, sie wählen einen einzigen Punkt dieses Verhältnisses. Die Genitalien werden zur verkappten Religion. Etwas Ähnliches sahen wir schon bei der verkappten Religion der Homosexualität, nur daß diese (wo Männerliebe Veranlagung ist) der realen Not entspringt.

Die verkappte Religion des Fleisches kommt zustande durch immer weitere Verengung. Ließen die heroischen Hinterweltler und die Zentralisten von der aus Geist und Stoff bestehenden Welt nur noch dem Stoff sein Recht, so zerlegt die verkappte Religion der Genitalien das Gebiet des Stoffes weiter in Hunger und Liebe. Aber selbst das ist hier noch zu weit. Sie läßt nur noch die Liebe bestehen; nein, nicht einmal die ganze, sie verengert sie auf die körperliche Liebe. Von Coeur und Carreau läßt sie nur das Carreau übrig.

Das geschieht in mancherlei anscheinend kontradiktorisch sich verhaltenden Formen, die aber doch alle eins sind.

So etwa will Wedekind uns beibringen, daß die Geschlechtslust das Höchste im Leben, das einzig Lebenswürdige sei. Eine Lehre, die manches biedere Ehepaar befolgt; die Folge sind ein Dutzend Kinder und dünne Brotschnitten. Wedekind verschweigt die Kinder und die Brotschnitten und sagt dafür, daß die Frau eine Urmacht sei, beglückend und dämonisch. Sie reißt die Männer ins Verderben; auf jeden Akt der Lulu kommt ein kaltblütig abgetaner Toter; darin eben liegt ihre Lebenskraft, die wir bewundern, anbeten, genießen sollen. Kehrt zurück zur Natur, ruft Wedekind wie Rousseau. Nur sieht er die

Natur noch viel enger als der Schweizer. Bei ihm nimmt sie die Gestalt der nackten Frau, nein, die des Frauenschosses an. Gebt der Wahrheit die Ehre, macht euch los von den verlogenen sexuellen Konventionen, ruft er; und sieht gar nicht, daß diese Konventionen, das Geheimtun, die Verborgenheit des Sexuellen, die mit ihm verknüpfte Scham, aus welchen Regionen sie auch immer stammen mögen, doch in der Wirkung Mittel sind, um gerade das zu erreichen, was er so hoch preist: nämlich das letzte Zusammenkommen der Geschlechter zu würzen. Sähe er das, er würde uns warnen, mit diesem Geheimtun zu weit zu gehen, das Sexuelle zu überwerten, Unheil anzurichten, wie es seine jungen Menschen im „Frühlingserwachen“ tun. Statt dessen drückt er uns zunächst auf die Stufe des Tieres herunter, das von seinem Trieb besessen wird. Nein, unter das Tier, bei dem doch die Brunst zeitlich beschränkt ist.

Wenn dieser Schritt vollzogen, tut er den entgegengesetzten. Er entdeckt die verkappte Religion des Geschlechtsverkehrs und schreibt ihr das Gebot: „Das Fleisch hat seinen eigenen Geist“. Womit er sich, wie alle Hinterweltler, an seinem freudig bejahten Ziel, dem bedingungslosen Geschlechtsgenuß, schwer versündigt. Er rationalisiert ihn. Die Unbefangenheit und Unbekümmertheit, gerade das unbedacht Triebhafte, geht hoffnungslos verloren. Denn was ist das Zusammentreffen zwischen Mann und Frau? Unter anderem das Aufhören jedes Geistes, jedes Denkens, jeder Sorge, jedes Zieles. Es ist vielleicht nicht das Geringste am Liebesschrei, daß wir in ihm uns und die Welt, Gott und das All vollkommen vergessen, uns von allem befreien, was uns sonst beglückt und bedrückt. Wedekind aber, ein Pastor der verkappten Religion des Fleisches, geht hin und schreibt die zehn unmoralischen Gebote des Liebesgenußes, dessen Größe es gerade ist, daß er kein Gebot braucht. Er vernichtet die Frau, das Objekt seiner Anbetung, nachdem er sie auf die Vagina reduziert hat, sogar noch als Lustgefäß, indem er im Augenblick, wo der Normalmensch nur noch brüllt, sakriliert hervorstößt: „Das — Fleisch — hat — seinen — eigenen — Geist.“ Deshalb endet dieser Hohepriester des Fleisches

immer in der Tragikomödie; er traut seiner eigenen Philosophie nicht; nicht, weil sie unlogisch ist, sondern weil Zusammenkommen und Philosophie einander ausschließen. Ganz konsequent aus Wedekindschem Geiste gelangt sein Karl Hetman zur überlegten Rassezüchtung und in die Nähe der heroischen Hinterweltler, deren Verfahren irgendein französischer Windhund, ich glaube Prévost, einmal in dem schönen Satz bezeichnet hat, der am Beginn einer idealistisch-keuschen, rassezüchterischen Hochzeitsnacht fällt: Allons, Madame, donnons le jour à un jeune chrétien. Daß selbst eine Askese, die die Frau aus der Welt verdrängt, dem Geschlechtsgenuß nicht halb so feindlich ist, wie dieser Satz, bedarf kaum eines Beweises. Denn selbst die Askese erkennt ja Macht und Verlockung des Sexuellen an, erkennt sie so sehr an, daß sie vor ihnen in die einsamste Zelle und Höhle flieht. Der Wedekindsche Rassezüchterling hingegen benützt das Zusammenkommen nur als Mittel.

Natürlich ist es ganz verkehrt, Wedekind zum Vorwurf zu machen, daß er ein Immoralist sei, der die heranwachsende Jugend verderbe. Im Gegenteil, gerade, daß er ein Moralist ist, ein verkappt Religiöser, muß ihm künstlerisch und menschlich zum Vorwurf gemacht werden. Leute, die durch ihre offene Behandlung des Zusammenkommens Anstoß erregten, hat es immer gegeben und es sind nicht die kleinsten gewesen. Aber Boccaccio, Rabelais, Balzac sind keine Monomanen der Vagina. Sie machen keine verkappte Religion daraus, suchen im Weibeschoß keine neue Welt. Sie sind vielmehr ganz von dieser Welt. Neben dem Bett steht bei ihnen immer noch der Tisch; wenn sie lendenstramm sind, leisten sie dafür auch etwas im Fressen, Saufen, Schwatzen. Das Sexuelle isoliert sich bei ihnen nie, auch wo es das Hauptthema bildet, ganz wie es sich im Leben nicht isoliert. Bei ihren heutigen Nachfahren dagegen, bei den Schnitzler und Lavedan, welche Armut! Es kommt alles nur auf den einen Punkt an und selbst in dem entsteht infolge seiner Isoliertheit, weil ihm jeder Gegensatz fehlt, kein Humor, nicht einmal Witz. Der Baron Mikosch, die Wirtin an der Lahn sind Vollmenschchen gegen den Sexualgenießer bei Wede-

10*

kind und Verwandten. Das Hohelied der Potenz, das sie anstimmen möchten, ist ein Versuch, durch verkappte Religion die Impotenz zu überwinden.

Bei Strindberg, Wedekinds Gegenpol, sieht die Frau ganz anders aus und doch empfindet man beide als Zwillinge. Bei Strindberg klaut die Frau fast regel- und zwangsmäßig des Mannes Ideen, seine männlichen Vorrechte; sie verdankt ihm die Rechtschreibung oder die Malerei; wenn sie ein Buch schreibt oder ein Bild malt, ist er es, der ihr die unfreundliche Kritik vom Leibe hält. Sie knausert im Essen, nascht natürlich reichlich von der Nachspeise, tratscht mit den Dienstboten, ist begierig, von ihnen Schlüpfriges zu erfahren, sie spuckt ihren Mann an und ohrfeigt ihn; daß sie ihn betrügt und sich vom Galan bezahlen läßt, ist selbstverständlich; aber das Biest macht ihm auch quälende Zweifel an der Vaterschaft seiner Kinder. Kurz, das Weib ist — und hier berührt sich der Frauenhasser Strindberg fast wörtlich mit dem Männerliebhaber Wilde — „ein Jüngling mit Zitzen auf der Brust, ein unausgereifter Mann, ein Kind, das aufgeschossen und im Wachstum stehen geblieben ist, ein chronisch-anämisches Wesen, das 13mal jedes Jahr regelmäßigen Blutsturz hat!“ Und trotzdem saugt dieses Wesen den Mann aus. Gehen sie auseinander, so spricht er eine Bitte um Verzeihung: „Verzeih mir, daß du mein Herz zerkratzt hast; verzeih mir, daß du mich entehrt hast; verzeih mir, daß ich sieben Jahre lang an den Alltagen für meine Schüler ein Gelächter war; verzeih mir, daß ich dich vom elterlichen Zwang befreit, daß ich dich von Tyrannei der Unwissenheit und des Aberglaubens erlöst, daß ich dich über mein Haus gesetzt, dir Stellung und Freunde geschenkt, dich aus einem Kind zum Weibe gemacht habe!“

Das alles heißt bei Strindberg pathetisch: „Der Kampf der Geschlechter“ und das Geschlecht ist ihm die Welt.

Man braucht sich nicht lange dabei aufzuhalten, daß jeder dieser Vorwürfe dem Mann von der Frau zurückgegeben werden kann; daß Strindberg so ungerecht und haltlos keift, wie das böseste seiner weiblichen Exemplare. Wichtiger ist, daß

seine verkappte Religion dahin wirkt, daß er die wirkliche Tragik im Zusammenleben der Geschlechter nie sieht. Der Bajazzo Wedekinds vernichtet die Geschlechtslust, die er anstrebt, durch eine Elephantiasis philosophica; der Schwarzseher Strindberg tut ganz das selbe durch ganz das selbe Mittel mit der Geschlechtstragik. Denn die beruht ja im Gedankendiebstahl, in mangelnder Rechtsschreibung und malerischer Talentlosigkeit, in der Genäschigkeit der Frau ebensowenig wie im Wirtshaussitzen, der Großmannssucht und den Zigarettentuis der männlichen Bevölkerung. Alle diese Dinge, so schwer sie bisweilen zu ertragen sind, machen keine Tragik, machen eher den Humor des Zusammenlebens aus, sind Würze. Erst weit jenseits von ihnen, erst dort, wo sie im wesenlosen Schein hinter Mann und Weib liegen, beginnt die wirkliche Tragödie. Sie ist kein Kampf der Geschlechter, sondern im Gegenteil das Nichtverschmelzenkönnen der Geschlechter. Ich bleibe ich und du bleibst du noch in der letzten Erfüllung und in der seligsten Hingabe. Die Geschlechtstragödie heißt nicht Haß, sondern Liebe. Sie aber hat der Hinterweltler Strindberg kaum je gespürt.

Was er gestaltet, ist nur die Komödie des Pantoffelhelden, ins Tragische gewandt. Und nicht einmal die ist ehrlich. Er fälscht; fälscht schamloser als die schamloseste Frau. Er hat ihr die Grammatik beigebracht; sie dankt ihm nicht dafür. Kann vorkommen. Aber nun fährt der Weiberhasser Strindberg fort: „Wie sie dann die Korrespondenz des Hauses übernahm, hörte ich auf zu schreiben; und kannst du dir das denken — nun habe ich aus Mangel an Übung im Laufe der Jahre die Grammatik hier und da vergessen.“ Die Grammatik seiner Muttersprache verwertet der Schwede August Strindberg als bewegliches, übertragbares Eigentum, das der eine nicht mehr hat, wenn es die andere hat. Wenn Frauen lügen, lügen sie wenigstens geschickter als dieser Wimmerbold.

Immerhin kann sich Strindberg darauf berufen, daß er auch Stücke ohne Geschlechterkampf geschrieben hat (allerdings sind die noch schlechter als die mit Geschlechterkampf).

Erst Otto Weininger blieb es vorbehalten, die verkappte Religion der Vagina zu vollenden und das Wesen des Weibes in Bezug aufs Weltganze, zur Menschheit und ihren höchsten Aufgaben, zu prüfen. Als echter Hinterweltler verbindet er mit dem Einzelproblem des Geschlechtsgegensatzes gleich noch diejenigen der logischen Kardinalfragen, der Theorie des Komischen, des Ästhetischen, der Ethik, der Heldenanbetung, der Genialität, der Unsterblichkeit, des Antisemitismus und einige andere. Aber er bleibt dabei, im Gegensatz zu Wedekind und Strindberg, vollkommen konsequent. Hatte Schopenhauer nur gesagt: Laßt euch nicht täuschen; das Weib ist des Mannes Vorstellung; die Sexualanziehung hängt nur dem Naturwillen, die Gattung zu erhalten, ein Mäntelchen um; so sagt Weininger geradezu: Das Weib ist die Schuld des Mannes. Durch diesen Begriff geschützt, behauptet er nicht, wie alle seine Vorgänger, die Minderwertigkeit; er behauptet die Unwertigkeit, die völlige Nichtigkeit der Frau. Und er bringt dafür alle alten Beweise in neuer Auflage und einige neue. Alle diese Beweise, so hirnverbrannt sie auch zunächst anmuten, haben etwas Richtiges. Mindestens ist kein Gegenbeweis zu führen. Wenn etwa Weininger, wie so viele andere vor ihm, die Unwertigkeit der Frau an dem Fehlen großer schaffender Künstlerinnen, Philosophinnen, Religionsstifterinnen aufzeigt, so ist es geschichtlich falsch und gedanklich flach, ihm zu erwidern, daß die genialen Künstlerinnen, Philosophinnen, Religionsstifterinnen schon noch kommen würden, wenn erst die geistige Ausbildung der Frauen häufiger geworden sei. Was ihm zu erwidern ist, ist der ganz hausbackene Satz, daß die Stärke der Frau als Frau offenbar auf diesen Gebieten nicht liegt, sondern auf anderen.

Und hier leistet nun Weininger das Eigentümliche jeder verkappten Religion, indem er von der Monomanie zur Elephantiasis übergeht. Es gelingt nämlich unschwer, alles, was wir gewöhnlich für weiblichen Vorzug und besondere weibliche Anlage halten, wie Hingabe, Mutterliebe, Schönheit, Liebe, Schamhaftigkeit, ja sogar die geistigen Interessen der Frau, deren empirisches Vorkommen er nicht leugnen kann, glatt in

Formen nicht etwa der Erotik, nicht einmal der Sexualität, sondern einfach des Koitus umzudeuten.

Im selben Augenblick, wo wir unseren Widerspruch gegen das Einzelne zurückstellend ganz ruhig zugeben, daß diese Deutung recht haben könnte, erweist sich, wie wenig sie eigentlich besagt. Denn sie kann die seelischen Phänomene, die sie deuten will, und ihre Wirkungen nicht aus der Welt bringen. Sie sagt nichts Neues und Erschütterndes, weil sie zu viel sagen möchte. Hingabe, Mutterliebe, Schönheit, Liebe, Schamhaftigkeit und geistige Interessen der Frau bleiben völlig, was sie sind; nur der Begriff des Koitus wird aufgebläht, bis er zerplatzt.

Der Hauptvorwurf Weiningers lautet aber, daß das Weib kein Verhältnis zum Erlebnis des Ich, zum Satz vom Grunde, zur Philosophie, zur absoluten, unter allen Verhältnissen gültigen, erdgelösten Wahrheit habe.

Man könnte ihm hier einwenden, daß, wenn er ein Verhältnis zu diesen Dingen habe, das ja durchaus nicht sein eigenes Verdienst sei; da er gar nicht die Wahl hatte, als Mann oder Frau auf die Welt zu kommen. Aber hier zeigt sich Weiningers Konsequenz. Er gibt zu, daß auch der Mann und sein Verhältnis zum Satz vom Grunde nebst Anhängseln nur kraft der Erbsünde, kraft des Verkehrs mit dem Weibe auf der Welt seien, und er zieht daraus die Folgerung, daß wir nun endlich mit dem Verkehr von Mann und Weib energisch aufhören müßten. Die Welt wird vernichtet; die Hinterwelt der reinen Idee, in die Weininger verliebt ist, besteht weiter.

Wenn die Frühchristen die selbe Forderung erhoben, taten sie es, weil sie gleichfalls als Hinterweltler begannen. Sie erwarteten, daß das Reich Gottes bald käme, und meinten, es lohne sich nicht mehr, sich mit der Sorge um Frau und Kind zu bepacken. Als dann dieser hinterweltlerische Zug verschwand, verbreiterte sich bezeichnenderweise die christliche Askese. Sie blieb nicht monoman, bezog sich nicht nur auf das Weib; sie versuchte ernsthaft, die ganze Welt nicht mehr einer Hinterwelt zuliebe, sondern der Überwelt zuliebe zu entwerten.

Bei Weininger, trotzdem er zur Stützung seiner Keuschheitstheorie auch den heiligen Augustin heranholt, steht nichts von solcher Weltweite und nichts von Religion. Die Ausschaltung des Weibes und damit des Menschengeschlechtes geschieht bei ihm nicht dem Himmel zuliebe, sondern der logischen Philosophie zuliebe, deren Sätze ja bestehen bleiben, gleichviel, ob ein Mensch da ist, sie anzuerkennen.

Der Versuch, Weininger logisch oder biologisch in den Einzelheiten, soviel Anfechtbares dort auch steht, zu widerlegen, muß unfruchtbar bleiben aus dem einfachen Grunde, weil es sich hier um etwas weit Tieferes handelt als um Logik oder Lebenslehre. Weininger gesteht das einmal selbst zu an einem Punkte, der von seiner Monomanie nicht berührt wird. Als es sich darum handelt, Beweise gegen die Newtonsche Farbenlehre herbeizuschaffen, beruft er sich einfach auf das übereinstimmende Zeugnis von Goethe und Schopenhauer und meint, daß die Übereinstimmung zweier Genies vollkommen genüge, Newton mattzusetzen. Nur auch auf sich selbst wendet er den gleichen Schluß nicht an; denn er hätte dabei alle, die er sonst als groß ansieht, gegen sich. Die immanente Vernunft, der transzendente Menschenverstand ganzer Generationen, Dinge, die sonst seiner Denkweise als Beweismittel nahe genug liegen, übersieht er plötzlich, wo sie mit seiner verkappten Religion in Widerspruch geraten. Und noch mehr mußte er natürlich übersehen, daß er selbst erst den Maßstab — das Messen an der absoluten Idee — schafft, mit dem er die Frau zunichte macht. Es ist hier nicht die Rede davon, daß auch die meisten Männer kein Verhältnis etwa zu dem absoluten Satz $a = a$ gewinnen; Weininger gesteht das selbst zu und behauptet für den Mann nur die Möglichkeit dieses Verhältnisses, für die Frau dagegen die glatte Unmöglichkeit. Aber es fällt ihm nicht ein, nachzuprüfen, was denn dieser Satz selbst als Leben wert ist. Hätte er an diesen Nerv auch nur mit einem Gedanken gerührt, rühren können trotz seiner Monomanie, so hätte er sich vielleicht daran erinnert, daß es der Wille der Schöpfung sei, in der Frau ein Gegengewicht gegen das spintisierende und himmelstürmende

Element im Manne zu schaffen. Denn was wäre das Verdienst dieses Spintisierens und Stürmens, wenn es keine Gegengewichte mehr dagegen gäbe? Und vielleicht hätte er dann zugeben müssen, daß die Frau gerade in diesem Punkt dem Manne überlegen ist, indem sie ihm immer wieder ins Bewußtsein ruft, auf wie schwanken Füßen noch das Größte steht was ihm gelingen kann. Sie hat kein Verhältnis zum Satz $A=A$, das heißt so viel als: sie hat ein Verhältnis zu vielen anderen Dingen, die wir über dem Satz $A=A$, über dem Absoluten, dem wir nachtrachten, allzu leicht zu übersehen geneigt sind. Weininger ergeht es auf höherer Ebene ganz genau so wie Strindberg; er vernichtet nicht nur anarchistisch die Menschheit; er vernichtet sogar die Idee vom Mann, der wertlos würde, sobald er sich ganz frei in die Luft des Absoluten erheben könnte.

Schon an anderer Stelle habe ich einmal ausgeführt, wie es kommt, daß der Genitalapparat beim modernen Literaten so sehr in den Mittelpunkt rückt. Der Grund — ein Grund, der so einfach ist, daß er schwer erkannt und unerkant wird — lautet einfach, daß der Literat zu wenig zu tun hat und zu wenig vom Leben kennt, als daß ihm nicht gerade das Menschlichste und Selbstverständlichste zum Problem werden sollte. Es ist der Mangel an Problemen und an Arbeit in der äußeren Welt, der das Sexuelle beim Literaten zum Problem erhebt. Im Sexuellen findet er den Stoff, der nicht bloß abstrakt und der doch ohne Sondererfahrung des Lebens und Berufes, an dem es ihm mangelt, zu behandeln und dabei der allgemeinen Teilnahme sicher ist.

Die Selbstzähmung der Widerspenstigen

Kein Mensch mit geraden Sinnen und gesunder Sinnlichkeit wird sich durch Strindberg, Weinger und Genossen von Liebe und Ehe, ihren Freuden und ihren Folgen, abhalten lassen? Strindbergs Theorie über den Geschlechterkampf, Weiningers Theorie über sexuelle Abstinenz als Erfüllung und letzten Aufstieg des Menschengeschlechts seien nicht nur unhaltbar, sondern auch vor der einfachen Wirklichkeit ganz unwichtig?

Aber Weinger ist ja auch Frauenrechtler. Zwar glaubt er nicht, daß die Frau jemals wirklich etwas schaffen könne; aber schon, daß die Frau, die geistig zu arbeiten versucht, abgelenkt wird vom Sexuellen, scheint ihm wichtig. Das Weib habe nur soweit einen Wert, als es seine Weiblichkeit abstreife, dem Manne sich nähere.

Und das ist nun genau die Theorie, von der die Frauenbewegung ausging und von der sie sich trotz aller Ablehnungen selbst heute noch nicht hat frei machen können; die sich emanzipierende Frau strebt noch immer Gleichberechtigung mit dem Manne an. Heute vielleicht nicht mehr, indem sie sich Zigarren und einen Stiftenkopf zulegt; sondern indem sie leitende Referentin in irgendeinem Sozialamt wird. Die Mittel sind andere geworden; das Ziel geblieben.

Damit aber ist die ganze Beweisführung Weiningers anerkannt; der Unterschied liegt nur in Grad und Ausdruck. Wenn Weinger sagt: es gibt keine weiblichen Geistesgrößen, so gibt die Frauenrechtlerin ihm ganz recht, indem sie spricht: es gibt noch keine weiblichen Geistesgrößen; aber wir werden es schon schaffen. Nicht für das bis zur blindesten Dummheit verliebte Weibchen hat der Mann und haben Männerrechte so viel Bezauberung und Gewalt wie für die emanzipierte Frau älteren Stils. Erst mit Beginn der Frauenbewegung hat der Mann die Frau ganz erobert. Die Widerspenstige, die nie ganz gezähmt werden konnte, zähmt sich plötzlich selbst.

Auch die Frauenbewegung strebt nach einer Hinterwelt, allerdings nach einer Hinterwelt mit ungewöhnlich bescheidenem Ziel. Denn hinter der Tapete steht hier nur — der Mann; der selbe Mann, den die nicht emanzipierte Frau zwar in einigen Dingen als überlegen anerkennt, den sie aber in anderen Dingen wegen seiner Hilflosigkeit und Schwäche bemitleidet und mütterlich schützt. Die letzteren Gefühle hat die emanzipierte Frau energisch gestrichen; erst sie ist dazu gelangt, im Manne nicht einen Gott, sondern glatt ein Idol zu sehen.

Erst weil sie gesunde Verachtung und liebendes Mitleid gegenüber ihrem Idol als Versündigung empfinden würde, gelangt die emanzipierte Frau dazu, von Dingen wie sexuelle Hörigkeit und sexuelle Krise zu sprechen. Sie übersieht dabei nicht nur, daß beide Ausdrücke, soweit sie überhaupt Sinn haben können, reziprok sind, Mann und Frau treffen; sie übersieht in ihrer Anbetung des Mannes auch das andere, daß jede sexuelle Hörigkeit jede sexuelle Krise immer nur zu zweit ausgefochten werden kann. Selbst wenn drei daran beteiligt sein sollten, können sexuelle Krisen und Hörigkeiten immer nur zu je zweit ausgefochten werden, im schlimmsten Fall muß sie eine oder einer allein mit sich ausmachen; niemals haben sie als Geschlechtsverhältnis soziale und politische Bedeutung. Die Schwäche der frauenrechtlerischen Mannes aanbeterin liegt darin, daß sie diesen eigenen persönlichen Kampf nicht mehr auszufechten vermag und daß sie irrtümlich annimmt, andere, ihre Mitschwestern, der Staat, die Gesetze würden das für sie besorgen. Sie sucht echt weiblich Hilfe, wo die Unemanzipierte darauf vertraut, daß sie mit ihrer sexuellen Hörigkeit und wirtschaftlichen Abhängigkeit schon allein fertig werden, es dem Manne schon zeigen werde.

Frauenbewegung gilt als fortschrittlich, als demokratisch. Sie möchte, wie die gesamte Demokratie, den Erniedrigten und Beleidigten, in diesem Falle den Frauen, helfen. Merkwürdig ist nur, daß ihre Sachdarstellung und ihre Forderungen gerade auf die Wohlhabenden, nein, auf die Überreichen, zutreffen. Bei diesen, und nur bei diesen, läßt sich aus dem Verhältnis der

Ehe der Tisch und alles, was um ihn steht, streichen — so daß nur das Bett bleibt und sogar das Bett nicht einmal als Stätte zum Ausruhen, zum Kranksein, als allmorgendlich zu überwindender Widerstand gegen das Aufstehen, nicht mehr in seiner allgemeinen, sondern bloß in seiner besonderen Bedeutung. Sie, und nur sie, fordern den Ersatz der Lebensehe durch freie Liebe. Sich verschiedene Frauen oder verschiedene Männer neben- und nacheinander zu halten, dazu gehört Nichtstun, körperliche Pflege und ein wohlversorgtes Bankkonto. Der kleine Arbeiter oder Handwerker, der müde nach Hause kommt, verspürt wenig Lust, sich noch nach anderer Leute Frauen umzusehen; er ist froh, wenn ihm die eigene das Essen nicht hat anbrennen lassen. Den Armen bleibt kaum Zeit und Kraft genug für das eigene Gespons; nur die Wohlhabenden und Unabhängigen langweilen sich genug, um Harems- oder Bordellgelüste zu verspüren. Die Armen betrachten die Ehe nicht als Verengung der weiten Welt. Sie ist ihnen im Gegenteil die Einrichtung, die ihnen gestattet, sich auszuleben, nein, sogar auszutoben.

Noch deutlicher wird der Irrtum, wenn man die von der Frauenbewegung behauptete ökonomische Abhängigkeit der Ehefrau vom Manne betrachtet, die der Fortschritt beseitigen möchte. Wenn ein reicher Lebejüngling ein mittelloses Mädchen heiratet, so wird allerdings die arme Reiche beim ersten tieferen Gegensatz in der Ehe ihre Abhängigkeit sehr übel empfinden; der Reiche kann alles haben; er findet sogar, sollte die ökonomisch Abhängige einen Liebestreik versuchen, sehr reichlich andere Arbeitswillige. Nur des armen Mannes arme Frau ist, solange die Welt steht, nie Spielzeug und nie abhängig gewesen. Sie war immer nicht nur des Mannes erster Mitarbeiter, sondern der koordinierte Direktor der anderen Abteilung und häufig sogar der Chef der ehelichen Firma. Die Frau im Haushalt ist vom arbeitenden Manne nicht abhängiger als ein Geschäftsinhaber vom anderen.

Eher könnte man sagen, der Mann sei von der Frau abhängig. Denn der Mann steht schlimmstenfalls an der einen

Vordertür des Hauses, durch die das Geld einkommt; die Frau aber hält Wache an den hundert Hintertüren, durch die es hinausgeht, und wehe dem Haus oder dem Manne, wenn dieser Posten nicht gut besetzt ist.

Schon der letzte Satz zitiert wörtlich Chesterton, der in seinem *What's wrong in the world* die Frauenbewegung in allen Einzelheiten untersucht. Er stellt dem spezialistischen, ja monomanen und besessenen Mann die Frau gegenüber als omnipotenten Autokraten in einem kleinen Reich, als die allumfassende Amateurin. Der Mann gibt im höchsten und schlimmsten Fall sein Bestes; die Frau gibt ihr Alles. Er vergleicht sie mit dem Feuer, das auch nicht einem oder zwei Zwecken, zum Wärmen oder zum Leuchten dient, sondern hundert Zielen und hundert Zwecken. „Wie vom Feuer erwarten wir von der Frau, daß sie kochen kann: nicht, daß sie sich im Kochen (wie ein spezialistisch geschulter männlicher Koch) hervortut, aber daß sie kocht; besser kocht als ihr Mann, der die Feuerung durch Botanikvorlesungen oder Steine klopfen verdient. Wie vom Feuer erwarten wir von der Frau, daß sie den Kindern Geschichten erzählt, nicht originelle und künstlerische Geschichten, aber Geschichten — besser jedenfalls, als sie wahrscheinlich ein erstklassiger Koch erzählen könnte. Wie vom Feuer erwarten wir von der Frau, daß sie leuchtet und erquickt, nicht in erstaunlichen Enthüllungen oder wildesten Gedankenstürmen, aber besser, wie ein Mann es kann, nachdem er Steine geklopft oder Vorlesungen gehalten hat. Aber wir dürfen nicht erwarten, daß sie etwas wie diese allumfassende Aufgabe aushalten kann, wenn sie zugleich die unmittelbare Grausamkeit von Wettbewerb und bürokratischer Arbeit aushalten soll. Die Frau muß ein Koch sein, aber kein Koch unter Wettbewerb; eine Lehrerin, aber keine Lehrerin unter Wettbewerb; ein Dekorateur, aber kein Dekorateur unter Wettbewerb; ein Schneider, aber kein Schneider unter Wettbewerb. Dies ist es, was wirklich von Anfang an durch die Abschließung oder selbst Unterdrückung der Frauen angestrebt wurde. Frauen wurden nicht zu Hause gehalten, um sie eng zu halten; im Gegenteil, sie wurden zu

Hause gehalten, um sie weit zu halten.“ Chesterton sagt dann weiter, daß er Frau Schmidt gern bemitleiden wollte, weil sie ungeheure und fast unerfüllbare Aufgaben hat, aber niemals darum, weil sie eine kleine, enge, unbedeutende und vermiß-
quamte Aufgabe hätte.

Vorläufig verhindern der Radikalismus der Frauenbewegung, die Reste von verkappter Religion, die noch immer in ihr wirksam sind, die Frauen daran, wirklich radikale Forderungen zu stellen.

Aber hier erheben sich nun der praktische Mann und die praktische Frau und rufen: ja was soll denn mit den unverheirateten Mädchen geschehen? Wie sollen sie sich in dieser Welt durchschlagen, wenn nicht hinter der Schreibmaschine, in der öffentlichen Krankenpflege, im Modeatelier? Wir sind ganz bereit, zuzugeben, daß die Frau ihrem Wesen nach kein Berufsmensch, kein Spezialist, kein Monomane ist und sein sollte; aber sie muß es heute doch sein; bare Lebensnot zwingt dazu.

Ganz recht. Aber muß deshalb ein unnatürlicher und unerfreulicher Zustand in einen Fortschritt, nein, sogar zum Hinterweltlertum, als ob mit der „Auch-Versklavung“ der Frauen eine neue Welt anfinde, umgelogen werden? Berufsarbeit kann keiner guten Frau viel anhaben; im Gegenteil, sie mag dadurch gefördert werden — aber nur so lange, als wir alle und sie selbst uns das Gefühl dafür bewahren, daß nicht in der Spezialarbeit der Frau ihre große Aufgabe liegt. Wenn die Berufsarbeit der Frau gut tut, dann sicher nur soweit, als es uns allen gut tut, nicht immer nur so zu leben und das zu arbeiten, was wir möchten, zeitweilig Distanz von uns selber zu gewinnen. In einem Augenblick, wo die Frau so stolz wird auf ihre Berufsarbeit, wie irgendein dummer männlicher Spezialist, ja, vermöge ihrer viel eifrigeren Hingabe noch stolzer, geht dieser Vorteil weiblicher Berufsarbeit vollkommen verloren. Das Umlügen der Unerfreulichkeit in einen Fortschritt vernichtet sogar die bescheidenen Vorteile, die die Sache an sich ohne Zweifel haben kann.

Doch die Wirklichkeit ist noch ernster, praktischer, grausamer. Denn in Wirklichkeit bedeutet ja in 99 von 100 Fällen weib-

liche Berufsarbeit nicht etwa nur Berufsarbeit; sie bedeutet Berufsarbeit plus Haushalt. Daß die Seele der Frau im Beruf leidet, wie die alten ehrlichen Verteidiger des Haushaltes und der Weiblichkeit (bestehend aus den vier K: Küche, Kirche, Kindern, Krankenpflege) glauben, ist vielleicht gar nicht eine so furchtbare Gefahr. Daß jedoch ihr Körper leidet, wenn ihr zur Berufsarbeit noch die Hausarbeit aufgepackt wird, ist ganz sicher.

Soll nun deshalb alles bleiben wie heute?

„Das Weib“, schreibt Friedrich Theodor Vischer in Auch Einer, „das Weib hat Zeit für den Kampf mit dem Racker Objekt, lebt in diesem Kampf, er ist ihr Element; ein Mann darf und soll keine Zeit hierfür haben, er braucht seine Geduld auf für das, was der Geduld wert ist.“ In diesem einfachen Satz steckt mehr Frauenverachtung als in dem ganzen Weininger und Strindberg. Hiergegen, gegen diese offene und populäre Meinung, daß die Frau gerade gut genug sei, die Kleinarbeit zu machen, für die der Mann sich zu gut ist, müßten sich sämtliche Frauenvereine zum Sturme erheben — und würden es auch tun, wenn sie vom eigenen Wert der Frau überzeugt wären, sich nicht auf Gnade und Ungnade dem männlichen Idol ergeben hätten. Sie würden fordern, daß der Frau gerade wegen der Größe und Allumfassendheit ihrer Arbeit jede nur denkbare Erleichterung im Kampf gegen die Tücke des Objekts zuteil werden müsse. Sie würden fordern — und werden es eines Tages, wenn die Frauenbewegung die letzten Reste von verkappter Religion losgeworden sein wird, auch tun — sie werden dann fordern, daß ihr eigenes Reich so leicht und bequem eingerichtet sein soll wie möglich. Statt Gleichberechtigung zu fordern, werden sie dann wirklich radikal Kohlaufzüge in den großen Mietshäusern, vernünftige Heizungs- und Reinigungsanlagen, kurz möglichste Entlastung von den Dingen fordern, die nach Vischer der Geduld nicht wert sind. Und sie werden das tun in dem Gefühl nicht etwa, daß ihre Aufgabe zu klein, sondern, daß sie zu groß, zu universal sei. Und hier wird vielleicht wirklich etwas wie ein Geschlech-

terkampf entbrennen; nein: nicht wird; er entbrennt ja täglich in jedem Haushalt, in dem die Frau ihrem Manne auseinandersetzt, daß der alte Herd es nun nicht mehr tut, daß die Salonmöbel schreckliche Staubfänger sind, solange sie nicht anders bezogen werden, und daß der Wohnzimmerboden unbedingt neu mit Linoleum ausgelegt werden muß, wenn nicht jeden Morgen von neuem Putztag sein soll. Hier, im Kohlenaufzug und im Müllschacht, im Staubsauger und in der Warmwasserleitung, in der Kitchenette und im Linoleum, kurz in jeder möglichen Erleichterung der weiblichen Riesenarbeit liegt ein, soweit ich sehe, zugunsten der Gleichberechtigung ganz vernachlässigter Teil einer wirklich radikalen Frauenbewegung, die zweifellos unserem männlichen Schlendrian sehr unbequem werden wird, viel unbequemer jedenfalls, als die alte — weil sie so weiblich ist.

Vorläufig allerdings ist es so weit noch nicht. Vorläufig haben unsere Frauen gerade in der wichtigsten praktischen und sofort lösbaren Frage, die sie und sie besonders angeht, vollkommen versagt. Wir haben in Deutschland Frauenstimmrecht und weibliche Abgeordnete. Ich weiß einiges von dem, was diese letzteren geleistet haben. Ich will auch nicht sagen, daß es sich dabei nur um Leistungen handelt, die ebenso gut von männlichen Abgeordneten hätten ausgehen können, obwohl auch das zum Teil zutrifft. Bezeichnender ist, daß alle neuen Gesetze, die ihre Initiative weiblichen Volksvertretern danken, ganz genau so das „Anti“ an der Stirn tragen wie die ihrer männlichen Kollegen, ja fast noch ausschließlicher. Die weiblichen Gesetze richten sich gegen die Ausbeutung von Heimarbeiterinnen, gegen die Prostitution, gegen die Geschlechtskrankheiten und manches Ähnliche; gewiß alles sehr dankenswerte Dinge. Aber für ihren weitesten und engsten Spezialbereich, für Erziehung und Bildung der Nachkommenschaft haben auch unsere weiblichen Abgeordneten nur auf Umwegen etwas getan.

Und doch liegt gerade hier das Gebiet, auf dem nicht mehr die einzelne Frau, sondern tatsächlich die Frauenbewegung ihre Ansprüche zu allererst anmelden müßte, ja das einzige Gebiet,

das die Existenz einer Frauenbewegung, eines Zusammenschlusses von Frauen überhaupt rechtfertigt. Denn auf allen anderen Gebieten, im Sexuellen, Wirtschaftlichen, in der Lebens-erleichterung erreicht ja die Frau als Einzelwesen viel mehr. Nur für die Schule als für eine öffentliche Angelegenheit hat ihr Zusammenschluß Notwendigkeit und Sinn. Hier hätte sie selbst dann, ja erst recht dann Sinn, wenn alle Mädchen heute noch Frauen und Mütter würden.

Gerade dann nämlich ist der frühere Zustand, daß der Mann im ausschließlichen Besitz der öffentlichen Rechte und *ceteris paribus* auch eines umfassenderen Wissens ist, vollkommen unhaltbar. Zu wenigen anderen Dingen gehört höhere Bildung des Herzens und des Kopfes als zur Erziehung von Kindern, und die wichtigsten Fragen, die in den Parlamenten verhandelt werden, greifen tief ins Leben der Familie ein. Der gute alte Konservative also, der die Frau in Universität und Parlament mit Hohnlächeln betrachtet (wobei unsicher bleibt, ob er nicht, wie der einfachste Büroangestellte, nur Konkurrenzangst hat), der Reaktionär macht sich ebenso lächerlich wie die Frauenrechtlerin selbst, wenn sie sich als gleichberechtigt ansieht. Nicht als Mannesanbeterin, sondern als Mutter von Kindern kann sie viel radikalere Forderungen stellen, als die Frauenbewegung es bisher wagt. Sie ist nicht gleichberechtigt, sondern für die Dinge, die sie von Natur angehen, die einzig zuständige im Haushalt wie im Staatshaushalt. In demselben Augenblick, wo sie sich von der verkappten Religion der Gleichberechtigung und der Hinterwelt der „freien Frau“ loslöst, würde sie eigene Frauenuniversitäten fordern, auf denen der Stoff nach ganz anderen Gesichtspunkten gewählt und gelesen wird, als es auf den heutigen, von Männern gemachten und auf Männer eingestellten Universitäten der Fall ist.

Statt dessen tut die heutige Frauenrechtlerin genau das Umgekehrte. Sie begeistert sich für Schulreform in jederlei Gestalt. Mit anderen Worten, sie verläßt die Fahne; sie erlaubt dem Schulmeister, sie und ihre Geschlechtsgenossinnen zu verdrängen.

Sie läßt sich die Erziehung, eine ihrer bisherigen Prärogativen, einfach aus der Hand nehmen.

Die Gegner der Schulreform sehen ja nur selten, wo eigentlich der Einwand gegen die Bewegung und die Quelle ihrer eigenen Unlustempfindungen liegt. Sie sagen etwa gegen die Einheitsschule, daß diese alle fähigen Kinder zu Gelehrten und Bürokraten mache, allen anderen Berufen also die einigermaßen fähigen Kräfte entziehe. Sie klagen die Einheitsschule ferner der Schematisierung durch ein rein mechanisches Verfahren der Begabungsprüfung an. Aber die Anhänger der Einheitsschule haben es leicht, nachzuweisen, daß gerade die verbesserte Schule das Mittel sein soll, jede Begabung, ob auf geistigem oder künstlerischem Gebiet oder auf dem der Handfertigkeit, mit gleicher Liebe zu entwickeln. Und in der Tat liegt denn auch die wirkliche Gefahr der Einheitsschule wie der ganzen Schulreform an anderer Stelle: darin nämlich, daß durch sie die Schule überhaupt allmächtig wird.

Das äußert sich einmal darin, daß sie Prüfung und Titel noch wichtiger macht als bisher. Nein, nicht nur Prüfung und Titel, sondern sogar den Weg, auf dem diese Prüfung abgelegt, die Weise, in der dieser Titel erworben wurde. Seit Jahrzehnten arbeiten wir nun an der Schulreform herum und die Arbeit ist nach der Revolution ganz besonders heftig geworden. Näher gerückt sind wir dem einfachen Ziel, dem Tüchtigen freie Bahn zu bieten, soweit ich sehe, noch um keinen Schritt, eher ferner. Und doch wäre dieses Ziel ganz einfach zu erreichen, wenn man sich dazu entschlösse, es ernsthaft zu erstreben. Man brauchte dann nämlich nur auf den Nachweis des Weges, auf dem ein bestimmtes zu prüfendes Wissen erworben wurde, Verzicht zu tun. Man brauchte nur freie Prüfungen einzuführen, zu denen sich jeder stellen könnte, der Lust hat, eine bestimmte Berechtigung oder einen bestimmten Titel zu erwerben. Man brauchte sich nur zu entschließen, ihn, und das vielleicht sehr gründlich, nach seinen Kenntnissen auszufragen, ohne Bürgschaft auf Stempelpapier zu verlangen, wie er sie erwarb, und ohne den Apparat des Begabungslaboratoriums. Vorläufig scheint

aber den Schulreformern mehr an der Erweiterung ihrer eigenen Macht und Stellung als an der Förderung der Tüchtigen zu liegen.

Sie allerdings sagen, daß ihnen an etwas anderem liegt: nicht nur an der Vermittlung eines bestimmten Wissens auf den Schüler, sondern an seiner Bildung zum Menschen.

Es ist leicht zu zeigen, warum diese edle Bemühung fruchtlos bleiben muß. Denn so viel auch auf dem Gebiet der Schule experimentiert, organisiert und geplant wird, so scheint doch keiner der vielen Reformer die Grundfrage auch nur zu sehen, geschweige denn zu beantworten; wo es ausnahmsweise jemand versucht, wird seine Antwort sicherlich von drei Vierteln seiner Kollegen mit Hohn abgelehnt.

Diese Grundfrage ist: was für Menschen, welche Menschenform wollen wir denn erziehen? Die Engländer wissen das. Sie wollen den Gentleman züchten und sie züchten ihn tatsächlich mit dem größten Erfolg. Wir Deutsche sind so bescheiden nicht — und eben deshalb sind alle unsere Vorschläge zur Schulreform weit bescheiden. Der eine fordert mehr deutschen Unterricht, der andere eine Verstärkung des naturwissenschaftlichen, der dritte möchte Griechisch auf keinen Fall fallen lassen und der vierte plädiert für Landerziehungsheime — alle mit guten Gründen. Alle diese Vorschläge sind jedoch nur ein Ausweichen vor der einen großen Frage, welche Menschenart denn das höchste Ziel der Erziehungsarbeit sein soll, ob Goethe oder Haeckel, Luther oder der heilige Franz, Wilhelm von Humboldt oder der vielsprachige Türsteher des Hotels Fürstenhof. Will man aber etwa darauf hinaus, daß jedes dieser Ideale seine eigene Schulform haben müsse, so können wir ganz ruhig bei dem alten Zustand bleiben, uns die unnütze Arbeit und Ausgabe einer großen Reform sparen.

Und hier ist nun der Ort, wo die Frau und ihre Bewegung einsetzen müßte, wenn sie nämlich eine Frauenbewegung, keine Männerbewegung wäre. Die Frauen nämlich, als die Berufensten, hätten Herrn Schulmeister Allmacht klarzumachen, daß sein Institut eine Einrichtung für Vermittlung des notwendigen

Wissens sei und nicht eine moralische Anstalt. Daß sie das Moralische, soweit es sich nicht von selber versteht, ihren Kindern schon auf ihre eigene Weise beibringen würden. Hier aber wird die Frauenbewegung plötzlich zage; ihre eifrigsten Anhängerinnen werden sehr bequem und handeln hier wie Rousseau, der einen Erziehungsroman schrieb und gleichzeitig seine fünf Kinder ins Findelhaus schickte. Das beste Landerziehungsheim aber ist nichts anderes als ein Findelheim; eine ganz vorzügliche und humane Einrichtung — für arme Waisen, denen es natürlich nicht zugute kommt.

Die Jugend hat denn auch bereits aus dieser Drückebergerei der Frauenbewegung ihre Konsequenz gezogen und ihre eigene Jugendbewegung aufgemacht. Und das ist vielleicht das Traurigste an der Sache. Die traurigste Wirkung, die Strindberg, Weininger und Genossen im Verein mit anderen Strömungen angerichtet haben. Unter den unendlich vielen Bewegungen unserer Tage ist die „Jugendbewegung“ die greisenhafteste, ganz verkappte Religion und Hinterweltlertum. Ihre Mitglieder, soweit sie gläubige Anhänger sind und nicht nur ganz praktisch die Bünde als Gelegenheit zur Anknüpfung von Freundschaften benutzen, zerstören sich auf die erfolgreichste Weise die eigene Jugend. Denn Jugend ist ja die Zeit des natürlichen Hinterweltlertums, des einzigen, das monoman und weltumfassend und doch zugleich kräftig und mutig ist. Jugend kennt nur die eigene Person, und hinter jeder Straßenkehre, hinter diesem Hügel und hinter jenem Wald liegt das Leben, das wirkliche, lebendige, machtvolle Leben, in das man bisher noch nicht so recht hineingekommen ist, das aber morgen, in einem Monat, in einem Jahr ganz bestimmt anfängt und dann dem Manne, mögen auch himmlische und höllische Heerscharen sich widersetzen, seinen Teil und einen möglichst großen Teil geben wird. Wer dies Gefühl der unbestimmtesten und doch gewissesten Erwartung, das nur ein Dichter gestalten, aber vielleicht jeder von uns auch in meinen armen Worten nachfühlen kann, nicht gehabt hat, der ist nicht mehr jung und wohl nie jung gewesen. Mit der Ausrottung dieses Gefühls* gehen nicht nur Gefühls-

werte verloren. Wer es mit 18 und 20 nicht hatte, wird mit 35 schwerlich etwas Überdurchschnittliches leisten.

Diese Ausrottung nun besorgt die Jugendbewegung auf das kräftigste. Sie begrenzt das Unbestimmteste und macht zugleich die felsenfeste närrische Gewißheit von 20 Jahren zu quälendem Zweifel und lähmender Auseinandersetzung. Wer ihr innerlich anhängt, glaubt nicht mehr, daß er morgen, spätestens übermorgen ein großer, noch nie dagewesener Mann sein wird, er ist viel bescheidener geworden, unjugendlich bescheiden. Er glaubt nicht an sich; er wälzt die Verantwortung und Hoffnung ab. Er glaubt an seine Generation. Er glaubt, daß mit seiner Generation die Welt erst beginne, wie der Greis glaubt, daß mit seiner Generation die Welt zu Ende sei.

Diese Erscheinung ist ziemlich allgemein und geht über den engen Kreis der Jugendbewegung weit hinaus. Tritt heute ein neuer Dichter auf, so beruft er sich nicht etwa ganz jugendlich und närrisch, aber sehr hoffnungsreich auf seine dichterische Größe und seine geniale Begabung. Nein, er fängt mit einer Entschuldigung an: er sei die Stimme seiner Generation. Dieses Verfahren entspringt der Angst. Einen Dichter kann man ablehnen. Wer will dagegen die Stimme einer Generation ablehnen?

Aber der Anhänger der Jugendbewegung übertrifft selbst dieses Verfahren noch. Er übertrifft sogar den Greis an Fatalismus. Er glaubt schon mit 20 Jahren an die Jugend an sich; er weiß, daß seine Jugend nicht lange dauern wird, daß andere nachrücken; er verlegt das bittere Erlebnis des Baumeister Solneß in den Anfang der 20; gleichviel ob er mit Spengler oder mit Blüher philosophiert, ob seine Hinterwelt Eros und Männerbünde oder Kulturverfall und Untergang des Abendlandes heißt.

Schuld des Krieges? Nein. Denn diese führt höchstens dazu, daß die Jugend sich früher und ausschließlicher an einen Brotberuf versklavt. Die Jugendbewegung aber hat lebhafteste Abneigung gegen jeden Beruf; sie möchte nur ihrer Berufung leben. Und das ist einer der Gründe, weshalb sie vorläufig Beruf

und Berufung, vor allem aber das Jungsein vollkommen und beinahe hoffnungslos verfehlt.

Betrachtet man die verkappten Religionen, die durch Sozialismus, Abstinenz, durch Friedfertigkeit, durch Technik, durch die Lösung der „Sexualkrise“, durch Frauenbewegung, Schulreform, Jugendbewegung und ähnliches eine neue Welt schaffen möchten, so ergibt sich, daß die neue Welt kleiner ist als die alte. Meist gibt sich die Flucht in die Zukunft politisch und geistig radikal. Aber sie ist es nicht. Der Sozialismus entdeckt ganz richtig, daß das selbständig und absolut gewordene Kapital den Menschen entmenschlicht, und geht dann hin, um den Industriearbeitern zu helfen statt den Menschen. Die Abstinenz kommt ganz einwandfrei darauf, daß Großstädte ungesunde Lebensgewohnheiten schaffen, und zieht den Schluß daraus, daß nicht etwa die Großstädte, sondern die Lebensgewohnheiten abgeschafft werden müßten. Sie bekennt sich, so radikal sie sich gebärdet, als unfähig, mit der Armut fertig zu werden. Ihr genügt es, wenn die Armut diskret und sauber ist. Der Pazifist kommt ganz richtig darauf, daß Kriege heute nichts als eine sinnlose Schweinerei sind, und redet uns dann zu, nicht etwa mit allen Kräften den Krieg abzuschaffen, sondern um Gottes Willen lammfromme Menschen zu werden. Die Technik rühmt sich der Wohltaten, die sie erweist, und führt doch vorläufig, von sich selbst besessen, die Menschheit noch tiefer in die Sklaverei der Zentralen. Die Anbeter des Carreau kommen ganz richtig darauf, daß Körperliebe eine schöne Sache ist und daß Sexualmoral häufig zur Sexualheuchelei führt . . . und stellen im selben Augenblick eine verkappte Religion des Coitus auf, die Geschlechtslust wie Geschlechtstragik vernichtet. Die Frauenbewegung erkennt ganz richtig, daß die Frau ein armes, überbürdetes, ausgebeutetes Geschöpf ist . . . und verarmt und überbürdet sie dann noch mehr, indem sie einen Notberuf zu einem Fortschritt umlügt. Schulreform sieht ganz richtig, welcher ein Mißstand es ist, daß Wissenserwerb und Vorwärtskommen vom Geldbesitz abhängen . . . und ist doch nicht mutig genug,

sich von Stempelpapier, mindestens zwölf Schul- und drei Universitätsjahren loszumachen. Die Jugendbewegung endlich erforscht die Schönheit und Wichtigkeit des Jungseins so tief, daß sie darob zu Steinach geht.

Sollen wir deshalb, wie die heroischen Hinterweltler uns zureden, alles beim Alten lassen? Nein. Mag unser Wille tausendmal gebunden sein: wenn wir uns nicht mehr zutrauen, aus dieser Erde zu machen, was uns gut scheint, wird unser Leben eine sinnlose Plage. Mögen wir eine neue Welt und neue Menschen anstreben, so kühn und phantastisch wir immer wollen: nur auf das eine haben wir dabei zu achten, daß sie eine ganze Welt mit ganzen Menschen ist. Das geht nur durch Arbeit. Auf den Luxus der verkappten Religionen, auf die leichte Befriedigung des alleinseligmachenden Rezeptes, auf die Sucht, aus der Monomanie die Elephantiasis zu entwickeln, müssen wir dann Verzicht tun, und vielleicht führt uns dieser Versuch näher an eine schönere Welt heran als der Verzicht auf Alkohol, Kampf und persönliche Bewegungsfreiheit.

